Missionsbüchlein

oder

practische Auslegung des Missions-textes Luc. 6, 38.

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Erster Theil.

Dritte Auflage.

1864.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist begreiflich, daß alle diese mancherlei Erfahrungen, welche in vorliegendem „Missionsbüchlein" aus der heimischen Missionswelt und aus den alten Landen der Christenheit mitgetheilt worden sind, ein Einzelner weder selbst machen, noch auch nur wissen kann. Solche Mittheilungen sind vielmehr Aufgabe vereinter Kräfte. Ich danke den lieben Freunden, welche bei diesen beiden Sammlungen mich mit Wort und Schrift unterstützt haben. Möchten die Unterstützungen nur reichlicher und mehrseitiger geflossen sein! Dann hätte aus dem „Missionsbüchlein" etwas werden können. So aber bleibt es sehr in der Kindheit.

Ich habe einen Gedanken. Es läßt Gott der Herr, als seinen Missionsdank für die alte missionirende Christenheit, in ihrer eigenen Mitte so viele reizende Früchte vom Missionsbaume aller Orten (wie man's so gelegentlich hört) und unablässig herunterfallen. Wo bleiben die? — Sie verlieren sich unten im Grase. — Und warum? Weil keiner sich die Mühe nimmt, sie aufzuheben und zur Schau zu stellen.

Namentlich wird von Derartigem, wie im zweiten Theile des „Missionsbüchleins" abgehandelt wird, blutwenig lautbar. Und doch sind gerade die Segensspuren, welche der Missionsbetrieb im heimischen Lande und an den Gliedern der alten Christenheit hinterläßt, so traut, lieb und lustig anzuschauen. Wem also so etwas aufstieße, der sollte doch nicht säumen, es zu veröffentlichen. Das „Missionsschifflein" (Theil II. S. 8) könnt's einladen und auf den Markt bringen.

Aber freilich — man kennt das Schicksal der meisten Missionsblätter. Und mit dem Missionsblatt geht dann vielen auch die, wenn auch gelesene, Missionsgeschichte verloren. Zudem nimmt von alten Missionsblättern (vorausgesetzt, daß sie noch am Leben und noch nicht den Weg alles Fleisches gegangen sind) das nachwachsende Geschlecht wenig Notiz. Ihm wenigstens sind also die ältern Missionserfahrungen trotz Johann Gutenbergs preiswürdiger Erfindung so gut wie verloren.

Man sollte darum die Missionserfahrungen aus der Heimath, namentlich solche, worin Gottes Gnadenauge sonnenklar durchblickt, in ein Büchlein sammeln, (maßen sich Missionsbücher länger halten als Missionsblätter) und dem Büchlein zum gemeinen Nutzen die weiteste Verbreitung geben. Der große, weitverzweigte „christliche Verein im nördlichen Deutschland" könnte es verlegen, ich wollt's im Anschluß an das, was in diesem vorliegenden Missionsbüchlein begonnen ist, gern bearbeiten.

Klingt mein Vorschlag an, so bitte ich Jeden, der von lieblichen Missionserfahrungen in der Heimath zu sagen weiß und der lieben Missionsgemeinde damit dienen will, daß er diese seine kleinen Kabinetsstücke, naturgetreu und wahrheitsgemäß in Schrift gefaßt, entweder direct nach hier (Altenweddingen bei Magdeburg) oder durch Vermittelung des christlichen Vereins (Adr. Superintendent Westermeier zu Biere bei Magdeburg) an mich gelangen lasse.

Sie werden dann — diese „Missionsfrüchte aus den alten Landen" (Titelblatt zum dritten Theile ist also schon fertig) — sich nicht verlieren unten im Grase.

H. Schultze.

Inhalt.

Gebet,

so wird euch gegeben.

Missionsgaben von hüben nach drüben.

Zur Einleitung.

I. Ein einiger Herr.

Und Jesus trat zu seinen Jüngern, redete mit ihnen und sprach: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 18—20.).

Randglosse.

Daß nicht jedermann zu den Heiden persönlich reisen kann, ist natürlich. Aber daß irgend einer nichts thun oder geben will, damit andere zu diesen armen Leuten gehen können: ist sehr unnatürlich für einen, der Christ sein will.

II. Zweierlei Jünger.

1. Dichtung und Wahrheit.

Auf einem großen Eilande entstand eine allgemeine Hungersnoth. Da schickte der König desselben einen offenen Brief an seine Unterthanen, in welchem geschrieben stand, daß jeder zu ihm kommen und Brot, Wein und andere Lebensmittel umsonst empfangen solle. Die ersten nun, die den Brief gelesen hatten, holten sich Speise in Fülle

und aßen und tranken daheim fröhlich mit den Ihrigen. Ihre Mitbrüder draußen aber hungerten und starben; denn sie hatten nichts gehört von dem Briefe des Königs; der lag auf den vollen Tischen der Fröhlichen, die, vom Hungertode errettet, nicht an die Noth anderer dachten.

Randglosse.

Und die Deutung? Das Elend ist die Welt; die Hungersnoth ist die Sünde; der Königsbrief ist Gottes Wort und Evangelium; Brot und Wein und alle Fülle ist dein Herr Jesus Christus.

2. Wahrheit ohne Dichtung.

In dem schottischen Hochlande – so hat es 1845 auf dem Jahresfeste der Londoner Missionsgesellschaft ein schottischer Geistlicher erzählt — in dem schottischen Hochlande sind jene Riesenadler, die selbst zarte Säuglinge rauben und davon tragen, nicht selten. Einer derselben, der seinen Horst auf einem jähen Felsenriff in der Nähe eines Dorfes gebauet hatte, raubt vor den Augen der bestürzten Dorfbewohner ein solches Kind, trägt es, unversehrt zwar, aber zum gewissen Tode, mit seinen starken Krallen in sein nahes Nest. Die Leute eilen ihm nach, aber vergebens. Am Fuße des Felsens müssen sie alle rathlos stehen bleiben; denn wer wollte das Unmögliche, dieses jähe Felsenhorn zu erklimmen, auch nur versuchen?! Und doch, es versucht dies einer. Ein Matrose, der im wüthendsten Sturme schon manchen schwankenden Mast erklommen hat, unternimmt das Wagestück. Aber er ist noch nicht weit, da zittern schon die Lenden

des starken Mannes, da verläßt ihn seine Gliederkraft, und er dankt Gott, als er wieder den Boden erreicht hat. Doch noch ein anderer, ein hochländischer Jäger, versucht es zum zweiten. Er hat schon oft dem flüchtigen Wilde von Klippe zu Klippe mit kühnem Fuße nachgestellt; er klimmt auch hier rüstig hinauf, schon ist er wirklich zur Hälfte hinan, da schwindelt das Auge, da gleitet der Fuß, und hinab stürzt der Jäger in den tiefen Abgrund, zerschellt und zerschmettert. Noch stehen die Leute verzweifelnd um die Klippe, da drängt sich händeringend, athemlos ein Weib durch den Kreis. Umsonst hält man sie ab. Sie steigt den Felsen hinan, von Klippe zu Klippe, von Zacken zu Zacken und — kommt glücklich hinauf und — bringt glücklich das Kind herab. Ihr ahnet wohl, wer das Weib ist? Wer anders konnte es sein, als die Mutter des Kindes; die Mutterliebe war das Seil, das sie hinaufzog, der Stecken, der sie trug.

Randglosse.

Und die Missionsgesellschaft ist dies Weib. Der grimmige Raubvogel, der Teufel, hat die arme Heidenseele geraubt. Die Stärke der Weltweisheit, die Gewandtheit der Gelehrsamkeit hat nicht ausgereicht, sie aus seinen Klauen zu erretten. Da tritt ein armes, in sich selbst schwaches Weib, die Mission, heran, läßt sich durch nichts abhalten, überwindet jede Klippe, jedes Hinderniß, und ruhet nicht, bis sie das Kind, die Heidenwelt, gerettet hat. Das Seil aber, das sie zieht; der Stecken, der sie stützt; der Sporn, der sie treibt — ist nichts anderes, denn die Liebe! Die Liebe Christi dringet uns also! Mit diesem Wahlspruch schürzt sie sich zu dem Werke, in dieser Liebe überwindet sie alles, überwindet weit. Liebe ist stark wie der Tod.

III. Giebt's nicht bald Feierabend?

Verstehst du das von der Missionsarbeit draußen, oder von der Missionsarbeit drinnen? Von dem Ende der heidnischen Gräuel, oder von dem Ende der christlichen Liebesthätigkeit? Wer in Betracht des ersten oder des zweiten Antwort haben will, muß doppelt Acht haben; muß zuerst hören, wann in Gottes Uhr, und sodann hören, wann in Deiner Uhr die Feierabendstunde schlägt.

1. Glockenschlag in Gottes Uhr.

Gegenwärtig weiset der Zeiger an der Missionsuhr noch auf kein Viertel. Von den 1000 Millionen Menschen, die unsern Erdball bewohnen, stehen erst 240 Millionen in den Strahlen der Weihnachtssonne; 7-9 Millionen Juden wandeln noch in der Sternennacht des alten Testaments; 130 Millionen Muhamedaner leben noch in dem falschen Dämmerlichte des Halbmonds, und über 600 Millionen Heiden sitzen noch in Schatten und Finsterniß des Todes.

Wenn nun dieser Götzendienst und jener Halbdienst Gottes überwunden und die Kunde von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit zu allem Volk hindurch gedrungen ist; wenn die finstern Lande von dem Morgenrothe des Evangeliums bestrahlt und erleuchtet sein werden; wenn der letzte Triumph des Kreuzes gefeiert wird durch die Zerstörung des letzten Heidentempels; wenn das letzte heidnische Götzenbuch verbrannt sein wird auf dem Scheiterhaufen, welchen der letzte Bekehrte von den Abgöttern anzündet; wenn, unter dem Triumph-

gesang einer seligen Menge, der Engel der Verheißung durch den Himmel fliegt mit der Siegesbotschaft: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt!" wenn die Auserwählten einander zujauchzen: „Nun sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit!" — dann, dann hat die Feierabendstunde in Gottes Uhr geschlagen; dann giebt's für die Mission Feierabend; dann ist Gottes Werk gethan.

Wann jedoch für Dein Tagewerk an der Missionsarbeit die Feierabendstunde schlage: das hängt vom Gange und Stande Deiner Uhr ab. Merke dazu ein Wörtlein vom

2. Glockenschlag in Christenuhren.

Im vorigen Winter trat eines Abends ein Kaufmann in London aus dem Comtoir in seine Wohnstube. Er machte es sich bequem, rückte den Lehnstuhl ans Kamin und ließ sich am hellen Feuer so recht gemüthlich nieder. Es wollte aber heute Abend mit der Gemüthsruhe nichts Rechtes werden. Es ging dem Manne etwas im Kopfe herum. Am Nachmittage war der Agent einer wohlthätigen Gesellschaft bei ihm im Comtoir gewesen, hatte ihn dringend gebeten, seinen Beitrag zum Besten der Gesellschaft dies Jahr zu verdoppeln und ihm die Bedürfnisse derselben mit vielem Nachdruck ans Herz gelegt. Der Kaufmann hatte ihn abgewiesen. „Die Leute müssen meinen, ich wäre ganz aus Geld zusammengesetzt," sprach er jetzt unwillig vor sich hin; „das ist nun der vierte Verein, für den ich

dies Jahr meinen Beitrag erhöhen soll, und doch habe ich grade dies Jahr so schwere Ausgaben für meinen Haushalt gehabt, wie noch nie. Der Bau hat schweres Geld gekostet; und diese Möbel und Tapeten und Vorhänge haben gekostet; ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich auch nur um einen Pfennig meine Beiträge erhöhen könnte." Der Mann wurde immer verdrießlicher, wurde müde und schläfrig und endlich schlief er in seinem Lehnstuhle ein. Da kam es ihm im Schlafe vor, als höre er Fußtritte vor der Thür, und ein einfacher, ärmlich aussehender Mann trat herein, stellte sich vor ihn hin und bat um einen Augenblick Gehör. Der Kaufmann zog ihm einen Stuhl ans Kamin und bat, Platz zu nehmen. Der Fremde sah sich die schön möblirte Stube ein Paar Augenblicke aufmerksam an, zog dann ein Papier hervor, reichte es dem Kaufmanne hin und sagte mit einer demüthigen und von Herzen sanftmüthigen Stimme: „Mein Herr, hier ist die Zeichnung Ihres letztjährigen Beitrags für die Mission. Sie kennen die Bedürfnisse dieser heiligen Sache besser, als ich es Ihnen sagen kann; ich wollte hören, ob Sie nicht Ihrem Beitrage für dies Jahr noch etwas hinzufügen möchten." Die sanfte Ansprache des einfachen und anspruchslosen Mannes beunruhigte den Kaufmann noch mehr, als der Agent heute Nachmittag, und er wiederholte hastig und verlegen dieselben Entschuldigungen: die drückende Zeit, die Schwierigkeit, etwas zu verdienen, seine Familienausgaben u. s. w. Der Fremde schaute ruhigen Blicks durch das stattliche Zimmer, nahm sein Papier wieder an sich, reichte aber augenblicklich ein anderes mit den Wor-

ten hin: „Dies ist die Liste, auf der Ihr letztjähriger Beitrag für die Tractatgesellschaft verzeichnet steht; haben Sie nichts hinzuzufügen? Sie wissen, wie viel schon durch dieselbe geschehen ist, wie viel aber auch noch zu thun übrig bleibt; wollen Sie nicht Ihren Beitrag erhöhen?" Der Kaufmann ward allerdings durch diese neue Bitte etwas verstimmt, aber in der stillen milden Weise des Fremden lag etwas, das ihn vor heftigem Ausbruche bewahrte. Er antwortete nur, daß er unendlich bedaure, daß seine Verhältnisse der Art seien, daß sie ihm keine Erhöhung seiner milden Gaben für dies Jahr gestatteten, und der Fremde zog auch dies Papier ohne den geringsten Widerstand zurück; aber unmittelbar darauf hielt er die Liste der Beitragenden für die Bibelgesellschaft hin und erinnerte den Kaufmann mit wenigen aber eindringlichen Worten an die allgemein anerkannten Ansprüche dieser Gesellschaft und bat wieder um eine Erhöhung des Beitrages. Da wurde der Kaufmann aber ungeduldig. „Habe ich's nicht deutlich genug gesagt," fuhr er auf, „daß ich dies Jahr nichts mehr für solche Zwecke geben kann? Es scheint, als ob dergleichen Ansprüche in unserer Zeit gar kein Ende nehmen wollten. Anfangs gab es nur zwei bis drei Vereine und die Gaben dafür brauchten gerade nicht hoch zu sein. Jetzt aber entstehen täglich neue, und nachdem wir schon reichlich gegeben, muthet man uns gar zu, unsere Gaben noch zu verdoppeln und zu verdreifachen. Dies Ding nimmt kein Ende! Wir müssen doch endlich einmal aufhören!" — Der Fremde steckte sein Papier wieder ein, stand dann auf, heftete sein

Auge durchdringend auf den vor ihm sitzenden Kaufmann und sprach mit einer Stimme, die durch die Seele zitterte: „In dieser Nacht vor einem Jahre glaubten Sie, Ihre Tochter läge im Sterben; Sie hatten vor Angst nirgends Ruhe — wen riefen Sie in jener Nacht an?“ Der Kaufmann fuhr zusammen und sah auf; es schien, als ob der Fremde verwandelt sei, so drückte ihn dessen ruhiger und durchdringender Blick zu Boden. Er rückte fort, hielt die Hand vors Gesicht und antwortete nichts. „Vor fünf Jahren,“ fuhr der Fremde fort, „wissen Sie es noch? da lagen Sie am Rande des Grabes und glaubten eine unversorgte Familie zurücklassen zu müssen; wissen Sie noch, zu wem Sie da beteten? wer Sie da nicht zurückwies? wer Ihnen da half?“ Einen Augenblick hielt der Fremde inne; Todesstille herrschte im Zimmer. Der Kaufmann beugte sich vorn über und legte das betäubte Haupt auf die Lehne des Stuhls, der vor ihm stand. Der Fremde trat näher und in noch eindringlicherm Tone fragte er zum dritten Male: „Denken Sie funfzehn Jahre zurück, an jene Zeit, wo Sie sich so hilf- und hoffnungslos fühlten, wo Sie Tag und Nacht im Gebet rangen, wo Sie gern den Werth einer ganzen Welt für eine Stunde gegeben hätten, in der Sie die Versicherung empfingen, daß Ihre Sünden Ihnen vergeben seien. Wer hörte damals auf Ihr Flehen?“ — „Mein Gott und mein Heiland war es!“ rief der Kaufmann; „ja, Er war es!“ — „Und hat der sich denn jemals beklagt, daß er von Ihnen zu viel in Anspruch genommen wurde?“ fragte der Fremde und seine Stimme war dabei so ruhig und

so weich und doch lag der allertiefste Vorwurf darin. „Wohlan, sprechen Sie! Sind Sie es zufrieden, von diesem Abend an Nichts mehr von ihm zu bitten, wenn er dafür von heute Abend an Sie auch um Nichts mehr bitten will?" — — „Nimmermehr!" sprach der Kaufmann und stürzte zu des Fremden Füßen. Aber in diesem Augenblicke schien die Gestalt zu verschwinden, und er erwachte. „O mein Gott und Heiland!" rief er aus, „was habe ich gethan! Nimm alles, nimm jedes. „Was ist alles, das ich habe, gegen das, was Du für mich gethan hast!"

IV. Fahre auf die Höhe!

und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut! spricht Lucä am fünften der Meister. Lieber fahrlustiger Geselle! hier sind eine gute Anzahl starker Netze; der Glaube hat sie gewoben, die Liebe hat sie ausgeworfen, die Hoffnung hat sie gezogen. Siehe zu, welches von diesen Netzen gerade Dir handrecht sei, und laß uns mit einander einen Fischzug thun! Immanuel, d. i. Gott mit uns!

---

1. Das Juwelenkästchen.

Ein ehrenwerthes Beispiel christlicher Freigebigkeit stellt jene Engländerin dar. Als diese eines Tags ihr Juwelenkästchen beschaute, fiel es ihr ein, daß aller äußere Schmuck, den der Glanz dieser Kostbarkeiten gewähren könne, unendlich tief unter dem Vergnügen stehe, wenn der Werth derselben zum Dienste Gottes angelegt werde. Ohne Zaudern verfügte sie den Verkauf derselben und widmete den ganzen Ertrag von 663 Pfund Sterling*) der londoner Missionsgesellschaft.

2. Procente.

In Wallis hatte ein christlicher Krämer den Entschluß gefaßt, von allem Gelde, das er in seinem Laden löse, einen Penny von jedem Pfund Sterling für die Bibelgesellschaft zu bestimmen, d. h. etwa von jedem Thaler zwei Pfennige. Wenn jeder diesem Beispiele folgte, müßte die Summe enorm werden. Ein christlicher Kaufmann Londons hat's nachgemacht. Er führte gleichzeitig ein detail- und ein en gros-Geschäft. Von beiden gab er Procente. Von jedem Pfund Sterling, das im detail-Geschäft gelöst wurde, bestimmte er einen, von jedem im en gros-Geschäft gelösten Pfunde zwei

---

*) Ein Pfd. Sterling oder Guinee = 20 Schilling, von denen jeder wieder 12 Pence oder Penny hat, beträgt etwa 6½ Thlr. Cour.

Penny für das Reich seines Herrn. Nach 18 Monaten hatte er 19 Pfd. Sterling 2 Schilling, welche er dem Herrn als Abgabe darreichte und zwar zwei Drittel der Missions- und ein Drittel der Bibelgesellschaft.

3. Trinkgelder.

Zu N. hatte eine Magd in einer Sparbüchse für die Mission beinahe 2 Pfd. Sterling gesammelt. Und wovon erspart? Es waren hauptsächlich die empfangenen Trinkgelder, welche sie ihrem Herrn regelmäßig opferte.

4. Bettelmannsgabe.

Ein armer Mann beklagte sich einst bei seinem Pastor, daß er so gar nichts für die Ausbreitung des Evangeliums thun könne. Der Herr hat sich meiner erbarmet, sagte er, und mich aus dem Verderben errettet; ich möchte ihm gern mein ganzes Leben dafür opfern. Aber ich habe nichts, und kann nichts. Der Pastor dachte einen Augenblick nach, sah ihn an und sagte: Versuche das eine. Morgen ist Sonntag. Da geh früh aus und suche auf deinem Spaziergang solche Leute, welchen du es ansiehst, daß sie nicht in die Kirche gehen wollen, und bitte sie freundlich, daß sie doch des Herrn Wort hören. Der Arme that das. Der erste, der ihm am lieben Sonntagmorgen aufstieß, war ein junger Mann, der gerade im Begriff war, eine Lustfahrt auf dem Wasser zu machen. Er bat ihn freundlich, doch lieber in die Kirche zu gehen. Der Jüngling, der lange, lange in keine Kirche gekommen war, ward

durch diese Bitte so mächtig erschüttert, daß er hineinging. Das Wort ergriff ihn, er bekehrte sich zum Herrn und wurde später — ein treuer und gesegneter Prediger. Hatte der Bettelarme nicht sehr viel für die Ausbreitung des Evangeliums gethan?

4. Ueberall dabei.

Als ich noch für die londoner Missionsgesellschaft reiste, erzählt der Missionar Knill, kam ich auch nach Petersburg. Ich fand da einen Mann, welcher den Jahresbericht dieser Gesellschaft gelesen und daraus ersehen, daß sie 123 Missionare ausgesandt habe. Er sagte: „Ich habe mich entschlossen, an jedem Tractat, der ausgetheilt, an jeder Predigt, die gehalten, an jeder Schule, die errichtet wird, einen kleinen Antheil zu nehmen, und zu diesem Ende will ich für jeden dieser 123 Missionare eine Guinee geben. Hier ist ein Wechsel auf 123 Guineen, damit ich überall in der Welt ein wenig mithelfen kann." — Unterdessen war aber ein neuer Bericht herausgekommen, aus welchem hervorging, daß seitdem 13 weitere Missionare ausgesandt waren. „Gut," sagte der Mann, „ich gedenke bei meiner Ordnung zu bleiben" — und gab noch 13 neue Guineen dazu. — Ob der Mann ein Engländer oder Russe war, steht nicht dabei. Ein Christ war's gewiß.

6. Korallen.

In einer christlichen Privatversammlung strafte einer zuerst sich und dann die andern wegen der Lässigkeit und Lauheit in der Missionssache. Der

Erfolg war, daß man Herz und Knie beugt, und sofort zusammenlegt, was jeder bei sich trägt; mehrere Frauen ihre Ringe und silbernen Schlösser und sonstigen Kleinodien, unter ihnen eine Heuerlingsfrau ihre Korallen. Es war ihr Brautschmuck. Als voriges Jahr ihr die einzige Ziege starb, welche ihr die Milch gab, sollte er schon verkauft, die eine Hälfte zum Ankauf einer neuen Ziege, die andere Hälfte des Erlöses zur Mission gegeben werden. So wollte sie; aber bei dem Wollen war's geblieben. Und wußte nicht, daß der ganze Erlös dem Herrn von ihr geweihet werden würde. Wußte aber auch nicht, wie's der Herr lohnen werde. Sonntags nach jenem Liebesopfer geht die Heuerlingsfrau zur Kirche. Da kommt ein Bauerbursche und fragt: „Wo ist dein Mann?" — „Schon voraufgegangen" — war die Antwort. — „Nun," spricht jener, „brauche ihn selbst nicht zu sprechen; kannst ihm nur bestellen, daß ich schon lange daran gedacht, euch wieder zu einer Ziege zu verhelfen, aber nicht dazu gekommen bin. Sag aber Deinem Manne, er solle keine Ziege kaufen, ich wolle euch eine Kuh geben."

7. Freiwilliger Zehnt.

Einem Landmanne geschah bei seiner Verheirathung nach dem Worte Psalm 37, 4 .... Der Herr gab ihm die Braut, die er begehrte, zur Ehefrau. „Ich will dich erhören" — dachte er und vergaß nicht des Zusatzes: „du sollst mich preisen." Seine Frau hatte ihm einen Brautschatz zugebracht von 1000 Thlr. Er nahm den Zehnten davon, den Herrn damit zu preisen und brachte ihn für den Dienst des Evangeliums unter den Heiden,

damit auch den Heiden verkündet werde der Reichthum der Barmherzigkeit Gottes, die in Christo Jesu ist.

8. Ihr Alles.

W. Fr., die Tochter eines geringen Erbpächters, liegt todtkrank. Sie ist verlobt und begehrt noch einmal mit ihrem Bräutigam das Abendmahl zu halten. Beide kennen den Herrn und sind in seiner Liebe verbunden. Ihr Beichtvater betet: „Ist's dein Wille, so kannst du helfen und sie hier lassen." Da unterbricht sie ihn: „Nein, nicht mehr hier bleiben; es ist sein Wille, daß ich ziehe, ich bin getrost." Da befiehlt er ihre Seele in die Hände Gottes. Beim Weggehen überreicht sie ihm ihr ganzes Vermögen, eine durch Spinnen ersparte Gabe von 5 Sgr. und betet sterbend für die Heiden, daß sie den Trost bekommen, in welchem sie mit Frieden und Freude dahinfahre.

9. Zinsen.

Ein Landmann hat einen Sohn, der schon lange krank gelegen und, wie zu sehen, bald sterben mußte. Den wollte er gern selig haben, und sah doch keine Buße und keinen Glauben bei ihm. Da ward er sehr betrübt und fing an zu beten für seinen Sohn und sich selbst, daß sie beide recht bekehrt würden. Der Herr erhörte ihn auch. Der Sohn kommt zum freudigen Glauben, lebt noch mehrere Wochen und entschläft dann im Frieden Gottes. Da gedenkt der Vater der armen Menschenseelen, die ohne Hoffnung sterben und bestimmt

für die Mission zehn Friedrichsd'or. Durch besondere Umstände verhindert, kann er das Geld nicht gleich darbringen. Am Tage vor Weihnachten bringt er's, legt die 10 Friedrichsd'or auf den Tisch, und da es schon beinah ein Jahr sei, daß er's für die Mission bestimmt und nicht habe bringen können, wolle er doch auch gern die Zinsen zahlen, und legte 2 Thlr. Zinsen hinzu.

10. Tractament.

Vor etlichen Jahren brachte ein armer Soldat dem Pastor Kunze zu Berlin 1 Thlr. — Sgr. 5 Pf. als Beisteuer zu einem christlichen Liebeswerke, war's zur Bibel- oder Missionskasse, ich weiß nicht. Als der Empfänger sich über das Pfenniggefolge des Thalers wundert, erklärt der Soldat, er habe sagen hören, daß auch der unbemittelte Mann täglich einen Pfennig erübrigen könne. Er habe es versucht, habe den täglichen Pfennig nicht vermißt und bringe somit am Jahresschlusse seine 365 Pfennige.

11. Knochen.

Ein armes Mädchen in London hatte in einer Missionsstunde von der Liebe Christi und von der Noth der Heiden reden hören und hatte doch nichts, diese Noth zu lindern. Da geht sie schüchtern in den frühsten Morgenstunden und hungrig durch die Straßen der Stadt an den duftenden Bäckerläden vorüber und sammelt Knochen; wird auch darin nicht müde, sondern sammelt Tag für Tag, bis sie durch den Verkauf ihrer Waaren mehrere Thaler

erworben hat. Die übergiebt sie ihrem Lehrer, legt sich dann, kränklich, wie sie war, hin und stirbt.

12. Mein Letztes.

Zur Mitfeier des Missionsfestes war, vor wenigen Jahren erst, der Pastor Ahlfeld nach Berlin gekommen und bei einem ihm befreundeten Pastor abgetreten. Da begab sichs, daß sein Hauswirth eben, als er ausgegangen, von einer armen Kranken befordert wurde, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Ahlfeld trägt mit Recht kein Bedenken, sich als Stellvertreter darzubieten und macht sich fertig. Sein Führer leitet ihn in ein Hintergebäude, mehrere Treppen hinauf. Die Todtkranke empfängt im leuchtenden Glauben an ihren Herrn seinen Leib und Blut. Beim Abschiede fragt sie den Pastor nach ihrer Schuldigkeit, sie meinte die Gebühren. „O nichts, nichts," sagt Ahlfeld und will fort. „So nehmen Sie denn wenigstens diese kleine Gabe," spricht die Kranke, „und geben Sie es der Mission für die armen Heiden. Es ist mein Letztes, was ich gebe." Und zog dabei unter dem armseligen Kopfkissen einen Thaler hervor.

13. Was drüber ist.

Das Missionswerk kostet den 15 Millionen Einwohnern unseres Vaterlandes jährlich noch nicht 50,000 Thlr. — und der Branntwein? — jährlich 50 Millionen! — und die Eitelkeit? und die Vergnügungssucht? und die Schaulust? und der Putz und die Kleiderpracht? und die Gaumenlust? O wie viele Summen werden dafür vergeudet! Als

man in Frankreich letzthin 40000 Francs (10000 Thlr.) mehr brauchte für Missionszwecke, wurde darauf aufmerksam gemacht, wie leicht diese Summe von solchen aufgebracht werden könnte, die nur eine kleine Beschränkung in ihren überflüssigen Ausgaben zu bewirken hätten. Einer sagte: „Es dürfen nur 1200 Mitglieder der französischen Missionsgesellschaft ein Glas Wein täglich weniger trinken und die 40,000 Francs sind da. Zwei Cigarren oder Pfeifen des Tags weniger geraucht, Kaffee und Thee ohne Zucker getrunken, mache auch schon etwas aus.“ Wer diese Bemerkung kleinlich achtet, mache sie großartig zu Schanden.

14. Zu Fuß.

Eine reiche Dame in Paris, welche bisher, ihrem Stande gemäß, eine kostbare Equipage hielt, verkaufte dieselbe, und giebt noch bis heute jährlich die Summe, welche sie sonst für Wagen, Pferde und Kutscher ausgab, in die Missionskasse, indem sie es vorzieht, zu Fuß zu gehen, damit die armen Heiden zum Himmel fahren können.

15. Trauring.

Im Jahre 1825 kam eine alte, taube Wittwe, die von Almosen lebte, voller Freude zum Pastor Kohlreif in Moskau. Sie hatte in Missionsheften, die sie von ihm erhalten, gelesen, was jetzt unter den Heiden geschehe. Daß so etwas in der Welt vorgehe, sagte sie, habe sie nicht gewußt. Für diese Sache wolle sie gern alles hingeben, aber das würde wohl nichts helfen; und freilich war

sie nur in Lumpen gehüllt. Da besinnt sie sich. Ein Kleinod hat sie noch, einen kleinen goldnen Ring. Er ist das Kostbarste und Theuerste, was sie besitzt; denn es ist ihr Trauring von ihrem seligen Manne. Sie holt ihn und bringt ihn dem Herrn Pastor für die Heiden.

16. Offene Börse.

Die arme und gottselige Amelie Gale bei Boston hörte 1817, daß der Prediger Campbell in Lincoln erwartet werde, um in einer Missionsversammlung einen Bericht über seinen ersten Besuch in Südafrika abzustatten. Da es die Sache des Reichs Gottes galt, scheute sie die Reise von 30 englischen Meilen (6 deutsche) nicht. Ein Freund bezahlte das Fuhrgeld für sie, und sie hatte 18 Schillinge zusammengespart, um, da der Winter nahete, sich eine warme Bekleidung zu kaufen. Der Bericht, welchen Campbell den Abend vor der Versammlung von den Hottentotten abstattete, erwärmte ihr Herz so, daß sie beim Hinausgehen aus dem Gotteshause ein Drittel ihres Geldes der heiligen Sache widmete. Den andern Morgen wurden noch einige nähere Umstände von den Kaffern erzählt, welche sie so bewegten, daß sie die Hälfte ihres gebliebenen Schatzes einlegte. In die dritte Versammlung ging sie mit den letzten sechs Schillingen, und legte, uneingedenk ihrer selbst, auch diese noch ein.

17. Lichtgeld.

Einst kam ein blindes Mädchen zu dem Geistlichen des Orts und händigte ihm 27 Schweizer-

franken als Beitrag zur Mission ein. Erstaunt über die große Summe sagte der Geistliche: „Du bist ein armes blindes Mädchen, es ist unmöglich, daß Du so viel auftreiben kannst, um es zur Mission zu geben.“ — „Es ist wahr,“ erwiederte sie, „ich bin blind, aber nicht so arm vielleicht, als Sie meinen; auch glaube ich Ihnen beweisen zu können, daß ich diese 27 Franken leichter entbehren und für die Mission geben kann, als die Sehenden.“ Der Geistliche war verwundert über diese Antwort und sagte, er möchte hören, wie sie ihm das beweisen könne. „Ich bin eine Korbflechterin,“ gab das Mädchen zur Antwort, „und da ich blind bin, kann ich die Körbe eben so gut in der Dunkelheit machen als bei Licht. Während des letzten Winters haben die sehenden Mädchen bei den langen Abenden, um ihre Arbeit zu sehen, für Licht mehr ausgeben müssen, als 27 Franken. Diese Ausgabe ist mir also erspart und ich kann dies Geld Ihnen nun einhändigen für die armen Heiden und die Missionare.“

18. Profit.

Einem Agenten der evangelischen Gesellschaft, welcher in Frankreich reisete, brachte ein armes Fabrikmädchen beinahe 8 Franks für die Mission. Als er sich über diesen großen Betrag wunderte, antwortete sie: „Wann habe ich meine letzte Gabe gebracht?“ — „Am 13. Juni,“ sagte er, „stehen hier von Ihnen 6 Franks angeschrieben.“ — „Nun,“ erwiederte sie und zählte an ihren Fingern, „das sind schon 5 Monate her und in der Zeit hätte ich doch wenigstens schon 4 Paar Schuhe auf dem

Tanzboden verschliffen, wenn ich das Evangelium nicht kennen gelernt hätte. Rechnen Sie nun selbst nach, ich habe noch Profit.

19. Kleinigkeiten.

Bei einer Missionsversammlung zu Liverpool, wo auch viele Wälsche oder Eingeborne des englischen Fürstenthums Wales wohnen, welche nicht englisch, sondern ihre eigene Sprache reden, wurde unter andern auch ein wälscher Prediger aufgefordert, die in der Versammlung gegenwärtigen Wälschen kürzlich in seiner Muttersprache anzureden, was er denn auch gleich that. Als man den großen Eindruck seiner Rede sah, so fragten ihn nachher die Engländer, was er denn geredet habe. „O," erwiederte er, „ich sprach von den Pfennigen." — „Von den Pfennigen?" hieß es, „und was sagten Sie denn von den Pfennigen?" — „Nun, ich sprach zu den Leuten: manche von Euch sagen: Wir können nicht mehr zur Mission geben, als wöchentlich einen Pfennig; aber was soll ein Pfennig nützen? — Allein, als ich auf meinem Wege hierher nach Liverpool über die Berge kam, da sah ich ein kleines Bächlein und sagte zu ihm: Bächlein, wo willst du hin? — O, ich will da hinunter ins Flüßchen. — Flüßchen, wo willst du hin? — O, ich fließe in jenen großen Fluß Mersey. — Nun Mersey, wo willst du hin? — O, ich gehe hinunter nach Liverpool. — Was willst du denn in Liverpool thun? — O, ich will da aus dem Hafen die Schiffe nehmen und sie ins Meer hinaustragen und weiter in fremde Länder; dann bring ich sie bald beladen wieder zurück. — Und so sage ich

nun auch: Pfennige, wo wollt ihr hin? — O, wir gehen zu den Schillingen in der Missionsstunde. — Und Schillinge, wo wollt ihr hin? — O, wir gehen zu den ganzen und halben Pfunden in der Missionsgesellschaft. — Und Pfunde, wo wollt ihr hin? — O wir gehen zur großen Missionsgesellschaft und von da zur großen Muttergesellschaft in London. — Und was wollt ihr denn in London? — Ei, da holen wir Missionare und Bibeln und tragen sie fort zu den äußersten Enden der Erde, auf daß Englands Gott und Englands Bibel überall bekannt und geliebt werde."

20. Ein Bein und drei Hände.

Als ein Missionar auf Berbice jüngst die Namen der Leute aufrief, um zu erfahren, wie viel ein jeder geben wollte zur Einrichtung eines neuen Gotteshauses, rief er auch den Namen: „Fitzgerald Matthew." „Hier bin ich," rief der Genannte, und humpelte im Eifer und Ernst mit seinem hölzernen Bein aus der Versammlung hervor an den Tisch. Als er hervortrat, steckte er seine Hand in eine Tasche, nahm etwas Silber heraus und sagte mit einer liebenswürdigen Heftigkeit: „Das ist für mich, Massa!" Als der Missionar sagte, er solle sein Geld jetzt nur noch behalten, er werde es ein anderes Mal mitnehmen, erwiederte der Neger: „Ach, Massa, Gottes Werk muß gethan werden, und ich kann sterben." Und hiemit fuhr er in eine andere Tasche, brachte ein anderes Säckchen Silber hervor und sagte: „Das ist für mein Weib, Massa!" Dann steckte er seine Hand in eine andere Tasche, brachte ein etwas kleineres Packetchen

hervor und sagte: „Und das ist für mein Kind, Massa!" Es waren zusammen nahe an 3 Pfund Sterling (20 Thlr.), eine große Summe für einen armen Feldneger mit einem hölzernen Beine!

21. Kartoffelgeschichte.

Ein armer Hirtenknabe hat gern etwas für die Mission geben wollen, aber nichts gehabt. Da hat er seine Mutter um etliche Kartoffeln gebeten, ist in die wüsten, öden, herrenlosen Berge hinausgegangen; hat mühsam ein Stück Land umgegraben, sich Dünger gebettelt, die Kartoffeln gepflanzt und gepflegt, und der Ertrag dieser Aussaat ist das Scherflein gewesen, das er der Mission geopfert hat.

22. Gutes aus Frankreich.

In den Listen und Jahresberichten französischer Missionsgesellschaften finden sich folgende Notizen: „9 Franks als Ertrag für ein vermiethetes Pferd, der Mission geschenkt; 114 Franks für Garn, zum Besten der Mission gesponnen; 10 Frks. Kirmeßertrag, d. i. Tagelohn, welches am Kirmeßtage, wo ihre Nachbarn sich lustig machten, von einem kleinen Häuflein im Schweiße des Angesichts erarbeitet und der Mission übermacht ist."

An den Ufern der Dordogne giebt es Fischer, die den schönen Gedanken hatten, jede Woche einige Fischzüge der Mission zu widmen. Sie werfen das Netz mit Gebet aus, und was sie dann fangen, ist für die Heiden. Ein anderer Fischer hat ein neues Netz; was in der ersten Nacht darin ge=

fangen wird, verkauft er zum Besten der Mission. An einem andern Orte findet man in der Missionsbüchse eines Dorfes ein 20 Franks-Stück in Papier gewickelt. Die Worte, welche von einer Hand, welche besser den Pflug als die Feder zu regieren verstand, darauf geschrieben waren, lauteten: „Ich gebe dieses Goldstück der Mission zum Dank für die gnädige Vorsehung, die mich gesund erhalten und mir und den Meinigen das tägliche Brot zu niedrigem Preise geschenkt hat. Der liebe Gott wolle dies Opfer annehmen und sich gefallen lassen, da ihm doch die ganze Erde, alles Gold und Silber gehört." —

Ein Kind, 8—10 Jahr alt, ging alle Tage in die benachbarte Stadt zur Schule. Des Morgens bekam es dann sein Brot für den Tag mit und etliche Stüber, sich Butter und Käse dazu zu kaufen. Am Tage, da der Dorfpastor zum Missionsfest reiset, bringt das Kind 10 Stüber für die Mission: „es habe seit etlichen Tagen sein Brot trocken gegessen, um die Stüber für die Mission zu sparen."

23. Armenschule.

In einer Armenschule wird den Kindern mitgetheilt, daß die kleinen Pfennigvereine in England am meisten zur Mission beitragen. Die kirchliche Missionsgesellschaft allein bekomme von ihnen jährlich 80,000 Thlr. — Der Lehrer fragt die Kinder, ob es nicht auch einem oder dem andern unter ihnen möglich wäre, monatlich einen Pfennig für die Mission zu geben. Vielen war's möglich und sie brachten bald ihren Pfennig; manche mehr, nämlich für Geschwister, Vater, Mutter und Groß-

vater mit. — Die Nählehrerin schloß sich dieser Einrichtung an. — Und so helfen denn jetzt diese kleinen Arbeiter bauen an dem großen Dome der Mission, der aus lebendigen Steinen erbauet wird, und wuchern mit ihrem Pfunde, während sie früher müßig am Markte standen, weil sie niemand gedinget hatte.

24. Missionsgehülfen.

Ein junger Pächter und seine Frau hatten zwei Versammlungen beigewohnt, in welchen die Gründung von Hülfsvereinen für die Bibelgesellschaft beschlossen war. Abends nach Hause zurückgekommen, drückt die Frau ihrem Manne den Wunsch aus, für eine Guinee bei dem Zweigvereine der Frauen zu unterschreiben. Aber ihr Mann antwortete, daß er schon bei dem Zweigvereine der Männer die nämliche Summe gezeichnet habe; zwei Guineen aber würden ihm zu schwer fallen. „Nun so wollte sie," antwortete die Frau, „die Guinee, welche ihr der Mann zum Ankauf eines Bienenschwarmes kürzlich überlassen, der Bibelgesellschaft zuwenden." Der Mann willigte ein. Folgenden Tags ließ sich ein Bienenschwarm auf einen der Bäume in ihrem Garten nieder und wurde alsbald gesammelt. Erstaunt über diesen Umstand, faßten die beiden Eheleute den Entschluß, den Gewinn von diesen Bienen dem Reiche Gottes zu widmen. Es war im Jahre 1829, als dieser Vorfall sich ereignete. Im Jahre 1830 war der aus dem Bienenstock kommende Ertrag 2 Guineen; im Jahre 1831 belief

er sich auf 10 Guineen; im Jahre 1832 waren es 8 Guineen und so weiter auf und nieder.

In Folge dieser Erzählung hat einer den schönsten Nußbaum seines Obstgartens der Mission geweihet; ein anderer hat seitdem Jahr für Jahr ein Missionsschaf gehalten; eine arme Frau hat eins ihrer Hühner in den Missionsdienst gezogen und zur Missionshenne bestimmt. Im südlichen Frankreich hat man Seidenwürmer zum Nutzen der Missionsgesellschaft aufgefüttert und junge Mädchen von 7—14 Jahren haben dort wöchentlich einen Abend zum Besten der Mission Strümpfe gestrickt.

Ein Bienenfreund in Barmen, der zugleich ein Freund der Missionssache ist, wurde im Frühling dieses Jahres durch die ermunternde Erzählung von Missionsbienen im Calwer Missionsblatte erweckt, auch einen Bienenstock zum Vortheil unserer Missionsangelegenheiten zu bestimmen. Die Bienlein schienen ihre Bestimmung zu verstehen. Sie flogen hin und flogen her und sammelten den Segen in den Bienenstock. Unser Freund verkaufte den Honig und legte nun 18 Thlr. 10 Sgr. in die Missionskasse. Wir danken herzlich dafür, wünschen den lieben Bienen künftiges Jahr wieder einen schönen Sommer und unserm Freunde wünschen wir einen noch größern Segen, den Segen Davids Ps. 119, 103: Dein Wort ist meinem Munde süßer denn Honig (Anzeige im B. M.-Bl. 1835. 2.).

25. Missionspuppe.

Einige kleine Mädchen, die das Missionsblatt lesen und mit den armen Heiden Mitleid haben,

wußten selbst ihr Puppenspiel für die Mission einträglich zu machen. Sie haben mit freudiger Bewilligung ihrer Eltern eine ihrer Puppen, die einen Mohren vorstellt, in die Wohnstube placirt. In einer Hand hält der Mohr ein Papier, auf welchem man die drei Bibelstellen lieset, welche jeder (Apostelgesch. 16, 9. Jes. 52, 7. Matth. 25, 40.) nachschlagen kann. Zu den Füßen dieses beredten schwarzen Mannes steht eine Büchse, und er hat so laut zu manchem Herzen gesprochen, daß am Ende eines Jahres die Büchse schon 7 Thlr. enthielt.

26. Lumpereien.

In einem Briefe an den Herausgeber des Barmer Missionsblattes vom 10. Nov. 1847 heißt es: — „Genug, durch dies alles bin ich bewogen worden, es zu versuchen, ob ich nicht auch etwas beitragen könne, ein Gehülfe Eurer Freude zu werden. Habe daher etliches altes Silberzeug von früher gehabten Pfeifen zusammengesucht und verkauft; habe seit der Zeit das Schnupfen drangegeben und meine Dose eingesperrt; habe auch am Rauchen gespart; habe überhaupt an kleinen Ausgaben, welche nur Pfennige machten, gespart, wodurch ich in den Stand gesetzt bin, Ihnen einliegend 2 Thaler zu übermachen, welche Sie nach Ihrem Bedünken für die Bibel- und Missionssache verwenden wollen. — Würde nur mancher seine alten Schränke durchsuchen, er würde noch manche alte Kaffeekanne oder kupfernes Kesselchen oder Lampe oder was sonst von Großvater und Großmutter oder lieben Freunden lange aufbewahrt steht und doch für nichts

dient, als daß es noch einmal für Enkel aufbewahrt wird, finden und nehmen und sprechen: „Heraus damit! der Herr bedarf deiner!“ Und wenn der Arbeiter ab und zu ein Stündchen über den Feierabend arbeitete und verdiente 9 Pf. und ersparte 6 Pf., die er inzwischen im Wirthshaus verzehrt haben würde, und wenn die Hausväter ihre Kinder, welche für nichts viel Zeit verschwenden, jeden Tag für 6 Pf. spulen ließen: welche Summe würde das da, wo alles zusammenflösse, endlich geben! Das Können ginge, wenn man nur wollte.

27. Die Blinden sehen.

Der Missionsgesellschaft zu Paris wurde kürzlich vom Oberrheine her ein Beitrag von 60 Francs zugeschickt. Der Uebersender meldet, daß diese Summe aus mehren Quellen geflossen sei, größtentheils aber aus der Missionsbüchse eines armen blinden Spinnemädchens. Marie Salome M. ist gegenwärtig, heißt's in jener Meldung, 36 Jahr alt. Vor 10 Jahren wurde sie blind. Da sie eine arme Waise war, gerieth sie durch diese Heimsuchung Gottes ins größte Elend. Auf der andern Seite ward diese Trübsal ihr zum größten Segen; denn die Gnade Gottes gebrauchte ihre leibliche Blindheit als das Mittel, ihr die geistlichen Augen zu öffnen. Sie lernte sich selbst kennen und den Herrn, und konnte ihm bald dafür danken, daß er sie durch ihr schweres Leiden so vielen Versuchungen und Zerstreuungen der Welt entzogen und ihr die Sammlung und den innern Umgang mit Gott erleichtert habe. Auch für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgte der Herr bald. Es

fand sich eine Anzahl christlicher Personen in der Nachbarschaft, die sich verabredeten, sie abwechselnd in ihre Häuser aufzunehmen und ihr außer Nahrung und Wohnung noch täglich 2 Sous (9 Pf.) als Spinnlohn zu geben. Und alle diese Familien wurden bald inne, daß Salome zum Segen in ihr Haus gekommen sei und freueten sich. Die fromme Spinnerin aber hatte einen großen Schmerz, den, daß sie bei ihrer Armuth so wenig für die armen Heiden thun könne. Da rieth ihr ein Freund, sie möchte an ihrem Spinnwocken eine kleine Missionsbüchse befestigen; besuchende Freunde würden schon kleine Gaben hineinwerfen. Salome war bedenklich, darauf einzugehen. Es schien ihr solch Beginnen ein Prunkgetriebe mit dem Christenthum und wider die Einfalt und Demuth; auch könne es ihr den bösen Leumund bringen, als ob sie für sich selbst sammle. Endlich aber ließ sie es doch geschehen. Die Büchse ward angebracht und trägt die Aufschrift: „Habt Erbarmen mit den armen Heiden!" Am Jahresschluß lagen darin 30 Francs (7 Thlr. 15 Sgr.).

28. Unterirdische Missionsbüchse.

In einem fabrik- und gewerbreichen District des nördlichen Englands hatte ein christlicher Buchdrucker eine Sonntags-Abendschule eröffnet. Nachdem er die Bekanntschaft seiner Schüler gemacht, unternahm er, sie zu besuchen, und als er sich nach ihren Wohnungen erkundigte, antwortete ihm einer unter ihnen: „O! mein Herr, mich werden Sie niemals finden; ich wohne unter der Erde in einem

großen ganz schwarzen Loch, aus dem ich nur Sonntags herausgehe." Dies war aber eine Steinkohlengrube, welche in einiger Entfernung von der Stadt lag. „Das ist gleich," antwortete der Lehrer, „ich werde Dich besuchen, sobald ich Gelegenheit dazu habe." — Kurze Zeit nachher mußte der Buchdrucker die Durchfahrt eines Wagens in der Nähe jenes Bergwerks erwarten, als ihm sein Schüler ins Gedächtniß kam, und er beschloß, die Zwischenzeit von 3—4 Stunden dazu anzuwenden, ihm einen Besuch zu machen. Er begiebt sich nach der Grube, steigt in einem Korbe hinunter, und als er auf dem Grunde des Schachts angekommen ist, findet er 2 oder 3 Menschen, welche beim Fackellichte arbeiten. Er sagt ihnen seine Absicht, die Grube zu besuchen. Der eine der Menschen pfiff und in einigen Augenblicken kamen aus verschiedenen Löchern und Gängen 3 oder 4 halbnackte, durch die Kohlen ganz schwarz gefärbte Kinder zum Vorschein, um den Fremden zu führen. Eins aber unter ihnen stieß plötzlich ein Freudengeschrei aus und, den Drucker bei der Hand fassend, rief es: „O Herr Lehrer, Sie sind gekommen? Wie sind Sie so gut! Ich will Sie führen. Ich glaubte, Sie würden niemals zu mir kommen." Das Kind ergriff ein Licht und indem es in einem langen Gange dem Lehrer vorauslief, rief es: „Kommen Sie, kommen Sie hieher!" Der Buchdrucker bemerkte ihm, daß er an die unterirdische Welt nicht gewöhnt sei und nicht so schnell laufen könne. Da fing das Kind an, ihn mit aufmerksamer Sorge zu leiten, indem es mit seiner Fackel jede Ungleichheit des Bodens beleuchtete, und ihn durch die stil-

len Gänge zu einem verlassenen Theile der Grube führte. Am Ende des Ganges angekommen, sagte ihm das Kind: „Hier müssen Sie herunterspringen, Herr Lehrer.“ Und in demselben Augenblicke verschwand es mit seinem Lichte in einem Loche. Der Lehrer folgte ihm und indem er sich umsah, befand er sich in einer Art viereckigem Saal, wo Kohlenblöcke die Sitze bildeten. „Herr Lehrer,“ sagte das Kind, „hier habe ich Sie hinführen wollen, um Ihnen dies Zimmer zu zeigen; dies ist unser Gebetssaal. Hieher kommt niemand, uns zu unterbrechen und ich habe Ihnen vieles zu sagen, was ich bei den andern Kindern in Ihrer Schule Ihnen zu sagen nicht gewagt habe. Jetzt, da Sie gekommen sind, will ich Ihnen alles erzählen. Sie haben uns eines Tags gesagt (es sind schon einige Monate her), daß man denen, die uns umgeben, Gutes thun und ihnen von dem Herrn Jesus erzählen müsse. Das verstand ich nicht sehr gut anzufangen; da ich hier niemand hatte, der mich unterrichtete, so hab ich gedacht, du mußt es versuchen, vielleicht, indem du es versuchst, lernst du es besser. Drauf sagte ich zu den andern Kindern in der Grube, ich wolle ihnen, wenn sie mit mir kämen, etwas von dem Heilande erzählen, was ich in der Schule da oben bei Ihnen gelernt hätte. Sie kamen. Diesen Ort haben wir zu unsrer Versammlung zurechtgemacht. Ich habe ihnen aus dem neuen Testament vorgelesen, das Gelesene erklärt und nachher das Gebet verrichtet.“ Noch einiges andere erzählte das Kind und das Herz des würdigen Christen klopfte vor Freude. Er mußte aber zurück aus diesem unterirdischen Betsaale. Als er sich

anschickte, nach dem Loche, durch welches er gekommen, wieder hinauf zu klimmen, hielt ihn das Kind am Arme und sagte: „Sehen Sie hier noch, Herr Lehrer, das ist unsere Missionsbüchse. Wenn wir zum Gebet hier zusammenkommen, legt jeder seine Stüber dahinein.“ Es bestand aber diese Missionsbüchse aus einer einfachen Vertiefung, welche von den Kindern in die Steinkohlenwand gehauen war. „Aber nimmt man Euch,“ sagte der Lehrer, „aus diesem offnen Loche das Geld nicht weg?“ „O nein,“ lautete die kindliche Antwort. „Dies Geld gehört dem Herrn und niemand würde wagen, es anzutasten. Wenn das Loch voll ist, leeren wir's und tragen's zur Missionsgesellschaft. Wir haben's schon einmal geleert; es waren 12 Schillinge (4 Thlr.) darin!“ Mit jauchzendem Herzen kam der Buchdrucker aus dieser Unterwelt.

29. Medizinflaschen.

Der Secretair der londoner Missionsgesellschaft erhielt ein Schreiben, datirt vom 10. März 1830, folgenden Inhalts: „Ich habe die Freude, Ihnen beikommenden Kronenthaler einzuhändigen. Es ist das Vermächtniß eines sterbenden Kindes aus Sheffields, welches während der kurzen Dauer seines Lebens immer mit Freuden seinen kleinen Beitrag aus dem Spartopf den Sammlern für die Mission überreicht hat. Als man diesem lieben Kinde sagte, daß es bald sterben werde, antwortete es: „Du weißt, liebe Mama, wie viel Freude ich immer an der Missionsgesellschaft hatte; Du weißt auch, daß ich alles, was mein ist, vor ein Paar

Tagen den Sammlern gegeben habe. Nun habe ich mich bedacht, ob ich nicht noch etwas hätte, was mir eigen gehörte und ich der Mission geben könnte. Ich habe viele Flaschen Medizin nehmen müssen; die Flaschen gehören doch gewiß mir, nicht wahr, Mama? Die mußt Du verkaufen und das Geld der Mission geben." — Das ist nun geschehen und dies ist die Geschichte des beikommenden Kronenthalers und des lieben Kindes, das nun im Himmel ist. Ich habe sie Ihnen mitgetheilt, vielleicht daß fromme Mütter und Kinder daraus aufs neue lernen, wie man der Missionssache, die fürwahr Gottes Sache ist, dienen kann."

30. Ein V für ein X machen.

Der französische Graf von Gasparin, ein Mann voll aufopfernder Nächstenliebe, der nicht andern predigt und selbst verwerflich wird, sagt in einer Zeitschrift die tief ergreifenden Worte:

— „Aber, wenn auch die Opfer ohne Liebe bestehen können, so hat doch die Liebe niemals ohne Opfer bestanden. Verkaufe, was du hast und giebs den Armen! befiehlt Jesus jenem Jünglinge, der viele Güter hatte. Die ersten Jünger verkauften ihre Güter und legten den Preis zu der Apostel Füßen. Späterhin ward die Freigebigkeit der Christen sprüchwörtlich und ihre heftigsten Feinde mußten dies zugestehen. Sie haben zwar den Zehnten, welchen die mosaischen Anordnungen vorschreiben, aufgegeben, aber nur aufgegeben, um mehr darzubieten. Sie haben begriffen, daß in den Worten: „Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten, wie dich selbst" auch in Betreff des Zehnten

eine neue, weit mehr als die alte, verpflichtende Vorschrift gegeben ist. Mindestens also das Fünftheil des Einkommens dem Herrn! Zu diesem mäßigen Schlusse möge man gelangen, und ich möchte dies so laut aussprechen, daß es jedes Ohr vernähme, daß es in allen Gewissen wiederhallte. Ich möchte, daß die, welche im ersten Augenblicke es als Uebertreibung zurückweisen, es doch im Herzen mitnähmen, gleich einem Pfeil, den man herausreißen will, und der nur um so tiefer eindringt. Ich möchte, daß sie den Gedanken nicht los werden könnten: „Ich gebe weniger als ein Jude; ich gebe für meine Eitelkeit, für meine Einfälle Summen aus, die unter der Herrschaft des mosaischen Gesetzes dem Herrn gehört hätten; und ich mache noch Anspruch auf den Namen eines Christen und nenne mich dankbar für die Gnade, welche Jesus seinem Volke erworben hat?! — Mindestens also das Fünftheil des Einkommens dem Herrn!"

31. Ich bitte dich, entschuldige mich.

In England begegnete ein eifriger Missionsfreund einem Bekannten, der dem Missionswesen abhold war. Dieser mißbilligte im Gespräch, worein sie geriethen, die Mildthätigkeit des ersteren. In der Heimath seien so viele unbeschäftigt und nothleidend, diese gingen uns näher an als die armen Heiden. „Ich will," antwortete der christliche Freund, „ich will für die Armen unserer Stadt gern so und so viel geben, wenn du die gleiche Summe geben willst." — „So meine ich das nicht," erwiederte jener, „aber," fuhr er fort, „wenn Du einmal nach außen wirken willst, warum denn so

weit? Denke an die Unglücklichen in Irland." — „Ich will gern so und so viel für die Armen in Irland geben," lautete die Erwiederung, „wenn Du das Gleiche thust." — „So meinte ich das auch nicht," sprach der Egoist. Denn seine Meinung war, man müsse nur an sich denken und für niemand als nur für sich sorgen.

32. Wozu Missionsbüchsen gut sind.

Ein frommer Kohlenschiffer, der zwischen England und Irland mit seinem Schiffe fuhr, hatte auf demselben eine Missionsbüchse, worein er mit seiner Mannschaft jeden Sonntag einen Stüber für die armen Heiden warf, und diese gottselige Gewohnheit, die man ebenso gut, wie im Schiffe, auch zu Hause sich angewöhnen kann, brauchte der Herr zu einem Mittel, ihn sammt seinem Schiffe aus der Hand der Seeräuber zu erretten. Die lieben Leser wissen nämlich wohl, daß es auf der See, wie auf dem Lande, besonders in Kriegszeiten Räuber giebt. Ein solcher Kaper, wie man es auch wohl nennt, fiel im Jahre 1815 diesen Schiffer an und nahm ihm sein Schiff weg. Als der Kapitain des Kapers nun das weggenommene Schiff besieht, findet er eine Büchse mit der Inschrift: Missionsbüchse. Er versteht das nicht, fragt den armen Schiffer und dieser erklärt ihm das. „Das ist schön, das gefällt mir!" sagt der Seeräuber, bedenkt sich einen Augenblick, giebt dann dem Schiffer die Hand und sagt: „Da ist Ihr Schiff wieder, es soll Ihnen auch kein Haar geknickt werden; ziehen Sie ruhig ab." Der Schiffer aber dankte dem lieben Gott, der so gnädig ist.

32. Richtiges Testament.

Joseph Burr aus Manchester im Staate Vermont vermachte bei seinem Absterben den verschiedenen christlichen Gesellschaften in den vereinigten Staaten die Summe von 96,000 Dollars. (Ein Dollar ist etwas mehr als ein preußischer Thaler.) Ein amerikanisches Zeiungsblatt bemerkt dazu: „Es ist unter uns gebräuchlich, bei unserer letzten Willensmeinung derer besonders zu gedenken, die unserm Herzen am theuersten sind. Warum vergessen denn aber die Christen so oft ihren Freund da oben?"

34. Das war nett.

Zwei Kinder in H. hatten 8 Kreuzer oder 2½ Sgr. Dafür kauften sie Hühnereier und setzten eine Henne darauf. Diese brütete 10 Küchlein aus, welche die Kinder verkauften, und den Erlös mit 40 Kreuzer oder 12½ Sgr. gaben sie der Heidenmission. „Das war nett," sagte ein kleines Mädchen, dem dies erzählt wurde, und wer weiß, was es noch thut — und was du noch thust!

35. Wärst du der Zweite gewesen?

Sierra Leone ist bekanntlich jene Sclavenkolonie in Westafrika, die schon so manchem Missionar ein frühes Grab bereitet hat. Das Klima ist dort sehr ungesund und in den ersten dreißiger Jahren dieses unsers Jahrhunderts waren dort mehrere Missionare weggestorben. Die englische Missionsgesellschaft bemühete sich, neue muthige Streiter für diesen gefährlichen Posten zu werben. Der Gouverneur dieser Colonie kam um jene Zeit gerade

nach London und wohnte einer Sitzung der Gesellschaft bei. Er sagte: „Es thut mir leid, wahrzunehmen, daß sich keine finden, die von freien Stücken bereit sind, die Lücken der verstorbenen Missionare auszufüllen, da ich hingegen so eben noch eine Liste von mehreren hundert Personen gesehen habe, die begierig sind, als bürgerliche Beamte nach demselben gefährlichen Klima zu gehen. Ist es denn möglich, daß nicht ein Einziger in ganz England ist, der bereit wäre, sein Leben in die Hände zu nehmen und den verlassenen Negern das Evangelium zu verkündigen?"

Diese eindringende Frage hörte ein junger Mann, der in einem Winkel des Zimmers saß. Die Rede rührte sein Herz wie eine feurige Kohle. Er bot sich als Missionar an, wurde bald angenommen und nach Sierra Leone gesandt, wo er durch seinen Dienst eine schöne Anzahl Neger von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott geführt hat, die den Namen Heinrich Palmer (so hieß er) ewig nicht vergessen werden.

Nur Einer! — und um des Brotes und Amtes willen wollen mehrere Hunderte gehen.

36. Für Kaufleute.

Dr. Julius in seinem sehr lesenswerthen Buche: Nordamerika's sittliche Zustände nach eigener Anschauung in den Jahren 1833—36: 1 Bd. p. 166 schreibt: „Mit welcher Hingabe und Aufopferung in Nordamerika Beiträge zu frommen Zwecken oft zusammengebracht werden, zeigt der Fall eines christlichen Kaufmanns Cobb aus Boston, der 1798 geboren, 21 Jahr alt, sein Geschäft anfing. Bald

darauf heirathete er und stellte schon 2 Jahre danach folgende merkwürdige, bei seinem frühen Tode unter seinen Papieren gefundene, von ihm unterzeichnete Verschreibung aus:

„„„Durch die Gnade Gottes will ich niemals mehr als 50,000 Dollars im Vermögen haben. Durch die Gnade Gottes will ich ¼ des reinen Gewinnstes meines Geschäfts für milde und religiöse Zwecke verwenden. Sollte ich jemals 20,000 Dollars besitzen, so will ich die Hälfte meines reinen Gewinnstes, bei 30,000 Dollar ¾ desselben und bei 50,000 Dollars das Ganze hergeben. So stehe mir Gott bei oder gebe es einem treuern Verwalter und setze mich bei Seite.“““

„Dieser mit rührender Frömmigkeit abgefaßten Urkunde kam der Aussteller während der 14 nach derselben verlebten Jahre treulich nach und gab daher, als er einst beim Bücherabschlusse fand, daß er 7500 Dollars über 50,000 besitze, diese ganze Summe dem schon zuvor oft und reichlich von ihm bedachten theologischen Seminar der Baptisten in Newton in Massachusetts zur Gründung einer neuen Professur.“

37. Mancherlei Gaben.

In England kaufte sich ein christlicher Kaufmann eine hebräische Sprachlehre, um Hebräisch zu lernen und mit den Juden, die er lieb hatte, in ihrer Sprache über den Messias zu reden. Erste Gabe. Da geschah es nun einst, als er einem polnischen Juden kräftig zusetzte, daß dieser wie toll wurde und ihn zu Boden schlug. Der Kaufmann stand ruhig auf, sagte zu ihm: „Mein Freund, das

ist in England nicht Sitte!" und ging. Zweite Gabe, so still zu halten, und still hinzunehmen. Etwa vierzehn Tage darauf kam er mit diesem Juden wieder zusammen. Dieser nahm ihn in ein besonderes Zimmer, schloß die Thür ab, fiel auf seine Knie, bat Gott und den Kaufmann um Verzeihung, und sprach seine volle Ueberzeugung aus, daß in Jesu von Nazareth der Messias erschienen sei. Er wurde später getauft, und nicht nur er, sondern auch seine Tochter; ja noch drei andere Israeliten in seinem Gefolge. Dritter Beitrag jenes englischen Kaufmanns.

38. Es lohnt sich.

Eine unbemittelte Frau stand an dem Sterbebette ihrer theuren Mutter, und vernahm aus ihrem Munde, gleichsam als Vermächtniß, die Bitte, doch von ihrer kleinen Hinterlassenschaft zwanzig Pfund (130 – 140 Thlr.) der Mission zu geben. „Du wirst sie noch eines Tags wiederbekommen," sagte die Mutter und starb. Die Tochter, wenn auch arm und selbst Mutter mehrerer Kinder, gehorchte dem frommen Wunsche ihrer lieben Mutter und gab im Glauben an den vergeltenden Herrn, der über kurz oder lang sie ihr wiedererstatten werde, die 20 Pfund hin. Viele Jahre verflossen und oft sagte sie in ihrer bedrängten Lage: „Der Herr hat mir doch immer noch nicht die 20 Pfund meiner seligen Mutter wiedergegeben." Einer ihrer Söhne, ein mißrathener Taugenichts, ging am Ende unter die Soldaten und ward nach Indien geschickt, wo die klugen Heiden wohnen. Wieder verfloß manches, manches Jahr, und sie zweifelte am Ende,

ob sie jene 20 Pfund je wieder erhalten würde. Endlich kam ein Brief aus Indien. Sie liest ihn und eilt hastig zu ihren Nachbarn, jubelnd: „Er hat sie mir wiedererstattet; er hat sie mir hundertfältig wiedererstattet!“ Denn in dem Briefe stand die frohe Botschaft, daß ihr verlorner Sohn durch die Predigt und Seelsorge eines dortigen Missionars bekehrt sei. Und das däuchte ihr eine hundertfältige Wiedererstattung der 20 Pfund ihrer Mutter. Eigentlich freilich hatte der Herr ihr schon tausendfältig vorausbezahlt, — nämlich auf Golgatha.

39. Ja, es lohnt.

Bei dem Jahresfeste der londoner Missionsgesellschaft 1844 erzählte ein Missionar, der aus Westindien zurückgekehrt war, Folgendes: „Ich ward zu einem sterbenden Neger gerufen. Als er hörte, daß ich da sei, richtete er sich auf und sagte mir mit gebrochener Stimme, daß er selig sei und zu Jesu gehe. Da aber übermannte ihn sein Gefühl und ich glaubte, er sei schon verschieden. Aber er schlug noch einmal seine Augen auf und mit der letzten gewaltigen Anstrengung aller seiner Kräfte sagte er: „Wart, Massa, wart. Mich vergeß noch Eins! Wenn Du nach England kommst, sage dem guten Volk, mich selig sterbe, mich dankbar sei für das Evangelium, das ihr gesandt und mich für sie bete!“ Als er dies gesagt, schloß er noch einmal und für immer in dieser Welt seine Augen und sein seliger Geist flog hinüber in das Paradies Gottes.“ — Solchen Gebetsthau wünsche ich dem lieben Leser und mir zum Gotteslohne.

40. Auch eine Missionsgabe.

Ein christlich gesinnter Handwerker hatte die schöne Sitte, daß er beständig bei seiner Arbeit geistliche Lieder sang. Nun arbeitete er auch einmal eine Zeit lang in dem Hause eines Juden in Hamburg, und obwohl er den ganzen Tag von der jüdischen Familie umgeben war, so ließ er sich doch dadurch nicht von seiner Gewohnheit abhalten. So singt er auch eines Morgens das Lied: „Gott des Himmels und der Erde“ — und als er den dritten Vers singt: „Laß die Nacht auch meiner Sünden — jetzt mit dieser Nacht vergehn — o Herr Jesu, laß mich finden — deine Wunden offen stehn — wo alleine Hülf und Rath — ist für meine Missethat.“ — — als er also diesen Vers singt, da horcht die eine Tochter des Israeliten hoch auf und wird begierig, noch mehr von diesen Wunden des Herrn Jesu zu hören, in welchem allein Hülf und Rath ist für unsere Missethat. Sie geht zu einem christlichen Prediger, der unterrichtet sie im Worte Gottes; sie erwacht zum neuen Leben und wird eine gläubige Jüngerin des Heilandes. Sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein.

41. Gott läßt sich nichts nehmen.

Zu Roitham bei Efferding in Oestreich lebt ein alter Bauer, jetzt 77 Jahr alt, der hat eine sonderliche Liebe zur Mission des Evangelii unter den Heiden gefaßt. Schon öfters hat er ansehnliche Beiträge dazu gegeben; man sieht also, daß auch ein Bauersmann das kann, und in Süddeutschland sind noch dazu ganz kleine Bäuerlein, nicht solche Herrn Bauern, wie bei uns in Sachsen.

Seit ein paar Jahren aber hat er sich einen besondern Plan ausgedacht. Neben seiner Landwirthschaft hat er nämlich auch einen Bienenstand. Da hat er sich nun ausgedacht: „Alles, was die fleißigen Thierchen, die Gott so wunderbar gelehrt, erarbeiten, das sollte in die Missionskasse fließen.“ So sammeln nun die kleinen Vögelein vom Morgen zum Abend für's Reich Gottes, saugen von Blume zu Blume Honig für die armen Heiden und tragen zusammen – was meint Ihr wohl? Diesen Herbst hat er's von etlichen Jahren zu Markte gebracht und eine Banknote von hundert Gulden dafür gelöset. Wenn das die Bienen können, die Stäubchen an Stäubchen sammeln, mit so kleiner Kraft, aber so großer Unverdrossenheit: was könnten wir doch alles für die Mission sammeln, wenn wir uns dies liebliche Bild zum Muster nähmen!

Unser Freund hatte den 100 Gulden-Schein kaum im Kasten, so hatten Diebe davon gemerkt und stellten sich um Mitternacht mit ihrem Diebeswerkzeug ein. Schon hatten sie ein Fenster eingebrochen, da wandelt's mitten in der Nacht einen Dienstboten des Hauses an, daß er hinunter muß in den Hof. Die Diebe, die ihn kommen hören, denken sich verrathen und laufen davon. Ein Paar von ihren Werkzeugen fand man noch dabei liegen und das Missionsgeld war vor Diebeshänden gerettet. Der Missionsfreund säumte nun aber auch nicht lange, es durch Herrn Pastor Kotschy dem Christboten in Stuttgart zu schicken, damit es zu gleichen Theilen den vier Missionsanstalten zu Basel, Barmen, Dresden und Berlin (Goßner) zu-

komme. — Was Gott ist zugedacht, hält er in guter Acht.

42. Pathengeschenke.

Shagdur, einer der Erstlinge aus den Buriaten Sibiriens, schreibt an den Missionar Swan: „Während Sie und ich durch die Gnade unseres Herrn Christi gesund und wohl sind, möchte ich Ihnen ein Kleines vortragen. Es gefiel Gott, mir ein kleines Söhnlein zu schenken, und hat es ihm wiederum gefallen, es mir zu nehmen. Tagtäglich denke ich daran, wie so ein Glied meines Leibes in den Himmel genommen ist, und dieser Gedanke ist meinem Herzen wie ein süßer Balsam. Wenn ich mir mein Kind unter der zahllosen Schaar derer denke, die Christi Lob im Himmel singen, so sehnt mein Herz sich auch dorthin. Doch, ist es jetzt auch, wie ein Theil von mir, weggenommen von meiner Seite, ich hoffe durch meines Heilandes Macht und Gnade, eines Tages in der Herrlichkeit es wiederzufinden.

Nun, lieber Herr, als dieser mein lieber Wilhelm geboren ward, da kamen die Nachbarn und brachten, wie gewöhnlich, Geschenke für ihn (etwa wie die Pathengeschenke bei uns); diese gaben eine Kopeke (4 Pfennige), andere zwei, im Ganzen 40 Kopeken. Als das Kind später starb, wußte ich nichts mit diesem Gelde zu machen, bis mir endlich ein Gedanke einfiel, der mir große Freude im Herzen machte und der diesen Brief veranlaßte. Unter den vielen Buchstaben, welche die Worte des neuen Testaments bilden, welches gedruckt wird zur Unterweisung der Heiden, müssen die des Wortes Tonil-

galchi gar oft wiederholt werden. Nun werden diese 40 Kopeken freilich kaum hinreichen, das Tippelchen über dem i in dem Worte Tonilgalchi zu bezahlen; aber dennoch bitte ich Sie, das Geld meines kleinen lieben Wilhelms dafür anzunehmen. O lieber Herr, schlagen Sie mir das nicht ab; ich habe es nicht Ihnen geschenkt, sondern um dafür das Tippelchen über einen Buchstaben in meines Heilands Namen zu drücken. Es sei dies ein kleines Denkmal meines Kindes zum Heile meiner Freunde, die noch ohne Christum sind. — Ich bin Ihr Schüler Shagdur, Kennats Sohn." — Wie manchem früh verblichenen Christenkinde könnte solch Ehrendenkmal auf dem Missionsacker gesetzt werden, wenn alle Christenältern wie Shagdur, Kennats Sohn, mit den Pathengeschenken, die den Kindern zu Nutz und Frommen gegeben sind, freudig herausrückten.

43. Das Scherflein der Wittwe.

Zu Anfang der Dreißiger dieses Jahrhunderts wohnte auf dem Leuchtthurme zu Margate an der Küste von England eine Witwe. Wie sie zu dem Posten gekommen war, weiß ich nicht. Vielleicht hatte ihn ihr Mann bei Lebzeiten inne gehabt und man hatte ihn der Wittwe gelassen. Ein Missionsfreund, der in der Nähe einer kirchlichen Feier zur Gründung eines Missionsvereins beigewohnt hatte, bestieg den Leuchtthurm. In dem Wächterstübchen war das Erste, was ihm in die Augen fiel, eine Missionsbüchse, frei und öffentlich auf den Tisch gestellt, daß jeder einlegen könnte. Durch den Besuch einer Missionsversammlung war die Wittwe

bewegt worden, diese Einrichtung in ihrem Haushalte zu treffen. Sie wollte aber damit nicht allein ihre Gäste zum Einlegen ermuntert haben, auch sie selbst wollte ihrem Herrn ein willig Opfer bringen. Was aber sollte sie ihm geben? Nach langem Ringen ward sie mit sich einig, alles, was ihr Vormittags vor 12 Uhr an jedem Montage geschenkt werde — sie war mit ihrem Gehalte größtentheils auf die Gaben der Besucher des Leuchtthurms angewiesen — in die Büchse einzulegen. Nun machte aber der Herr gleich eine Probe mit ihr, ob es auch ihr Ernst sei. Am nächsten Montag in der Frühe kommt ein Herr, sieht sie in ihrer Wittwentracht, sieht auch das Häuflein unerzogener Kinder neben ihr. Das Herz wird ihm weich. Er wählt nicht lange. Er giebt ihr beim Fortgehen eine Guinee als Geschenk. Sie wußte nun wohl, wem das Goldstück gehörte. Aber das Feuer brennt, und das Opfern thut weh, wenn es an große Stücke geht. Acht Thaler waren für die Wittwe, die dem Doctor noch 24 Thlr. für die Besuche bei ihrem seligen Manne schuldig war, die sich nur mühselig mit ihren Kindern durchschlug, ein gar großes Stück. Sie war unruhig und unentschlossen. Sie fragte ihre Freunde, was sie thun solle. Der eine rieth so, der andere so. Der Rath zerfiel wahrscheinlich in drei Theile: halb, ganz oder gar nicht, nachdem die Freunde dem Herrn ihr Herz ganz, halb oder gar nicht gegeben hatten. Endlich nahm sie sich vor, sich mit dem besten Freunde ihrer Seele selbst zu berathen. Sir kniete nieder zu brünstigem Gebet. Sie stand auf mit der Ueberzeugung, daß das Goldstück der

Mission gehöre und legte es unverzüglich in die Büchse. An demselben Tage kamen mehrere Besucher: eine vornehme Wittwe mit ihrer kleinen Tochter an der Hand und mit mehreren Bedienten. Während die Wittwe den Leuchtthurm besah, richtete sie mehrere Fragen an die Arme. Beim Abschied drückte sie ihr ein Goldstück in die Hand. Am folgenden Tage kam einer der Bedienten mit einem Briefe. In diesem stand, wenn die Wittwe einen Sohn hätte, wolle die gestrige Besucherin des Leuchtthurms seine Versorgung übernehmen. Die Wittwe antwortete, ihre Familie bestehe aus lauter Töchtern. Bald kam ein zweiter Brief, in welchem die Dame schrieb, sie nehme großen Antheil an der Familie; sie übersende der Wittwe hiemit 20 Pfund und ihre Tochter, der gleichfalls das Schicksal der Familie sehr zu Herzen gegangen sei, lege noch 5 Pfund hinzu (zusammen 175 Thlr.). Da war Freude auf dem Leuchtthurme. Der Thurm strahlte am Abend seine Flammen ins Meer hinaus, das Herz der Wittwe die seinen aber empor zum Himmel, empor zu dem Gotte, der jede Treue des Herzens überschwänglich lohnt. Der Thurm strahlte zur Rettung derer, mit denen Sturm und Fluth spielte; das Herz der Wittwe leuchtete als das einer Geretteten, die da weiß, daß ihr Heiland sie in seine Hand gezeichnet hat. — Wer waren denn aber die Besucher gewesen? Nun, die Frau Herzogin von Kent und ihre Tochter — Victorie, die jetzige Königin von England!

46. Der Goldfaden.

Das Gold ist unter allen Metallen dasjenige, was sich am mehrsten ausdehnen und aushämmern läßt, und die kleinen, dünnen Goldschaumblätter können es beweisen, denn 240,000 derselben machen erst ein Loth. Und die kunstreichen Leute in Venedig, einer italienischen Stadt, ziehen aus einem einzigen Gran Goldes einen Faden, der 600 Schritt lang ist. Ich möcht's aber den lieben Lesern, die etwa nicht nach Venedig kommen, einmal recht bequem machen, und ihnen deutlich zeigen, wie unser lieber Herr, ich weiß nicht aus wie viel Gran Goldes, einen Faden gesponnen hat, der von der holländischen Grenze bis zum Riesengebirge in Schlesien reichte, mit bloßen Augen nicht mehr sichtbar war, und dennoch so fest und stark, daß zwei Menschen an diesen Faden ihr Haus gehängt haben und — er reißt nimmer.

Vor einigen Jahren sammelte ein liebes Kind Gottes Gaben für die Mission. In einer Stadt an der nordwestlichen Grenze Hollands haben in dem lieben Hause eines frommen Kaufmanns, Vater und Mutter, Söhne und Töchter, und auch die Schwiegerkinder reichlich gegeben, so daß der Sammler schier beschämt auf die Gaben hinsieht und den Herrn preisen muß für die große Willigkeit, die Er in die Herzen gelegt hat. Aber es war in dem Hause eine Jungfrau, der's noch nicht genug war, sondern ihr Herz brannte von Liebe zum Herrn, dem sie sich selbst gegeben hatte zum ewigen Eigenthum, — und wie gerne wollte sie ihm nun auch mehr geben, als die Thaler oder Gulden, die sie schon beigesteuert hatte!

Nun hatten ihre Eltern kurz zuvor silberne Hochzeit gefeiert, und hatten jede ihrer Töchter zum Gedächtniß des Tages mit einem goldenen Geschmeide beschenkt. Das Mägdlein tritt eines Abends bei dem Sammler ein und bittet, diesen Halsschmuck noch für die Mission zu nehmen, und widerlegt alle Einwendung des Sammlers damit, daß es der Herr sei, auf dessen Geheiß diese Gabe freudig und willig dargebracht werde, und um deß willen sie nicht anders könne und dürfe.

Der Sammler zieht nun weiter, und um's Jahr da begegnen wir ihm am Fuß des Riesengebirges in dem Hause einer gläubigen Wittwe, die an sich und ihren Kindern erfahren hatte die Wahrheit des Apostelworts: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig." Dort erzählt er eines Abends seine Erfahrungen, und als er so im Erzählen ist, kommt er auch auf das Halsgeschmeide zu sprechen, das jene feine Jungfrau mit Freuden für die Mission hingegeben hatte. — Du siehst, lieber Leser, der Goldfaden ist schon fertig gezogen und reicht bereits von der Stadt an Hollands Grenzen bis zum Riesengebirge in Schlesien, einige hundert Stunden weit. Aber es soll noch besser kommen, und der Goldfaden soll auch zurückgezogen werden, von dem Fuße des Riesengebirges bis zur Stadt an Hollands Grenzen. Nämlich also: Am folgenden Abend fragt der Sohn der Wittwe den Sammler, ob er den Halsschmuck noch habe und ob er zu kaufen sei? Der Sammler weiß nicht, wie viel er werth ist und will sich erkundigen. Nach seiner Abreise schreibt er dann, ein Goldschmied habe den Werth

des Goldes auf 8 Thaler geschätzt und der junge Mann könne den Schmuck dafür erhalten. Nach einigen Wochen schickt der junge Mann dem Sammler folgende Antwort: „Hier sind zwanzig Thaler und dafür erbitte ich mir nun den Schmuck, aber noch mehr. Meine liebe Mutter hat mich seit Jahr und Tag gebeten, ihr eine Tochter zuzuführen, und ich habe den Willen unsers Herrn erkannt, in den Stand der Ehe zu treten, aber ihn auch gebeten, mir kein Weib zu geben von den Töchtern der Kananiter, und mir auch einen Eliefer zuzuführen, der mich lehrete die Rebekka zu finden. Und nun gemahnt es mich, als wären Sie der Eliefer, und ich frage Sie nach dem Wege zu ihr, Namen und Geschlecht, daß ich hingehe und ihr den Halsschmuck wiederbringe, und — so es des Herrn Wille ist, den güldenen Trauring dazu, und auch ihren Ring und ihre Liebe empfange.“ Der Sammler aber blickt nach Oben und schreibt ihm Antwort, so und so, und sendet das Geschmeide und wünscht den Segen des Gottes Abrahams, Isaaks und Eliefers. Der Jüngling aber ziehet dahin seines Wegs im Geleite dieses Segens und des Segens aus dem vierten Gebot, den ihm seine fromme Mutter mit auf den Weg gegeben hat. Während er die weite, weite Reise antritt, geht die Mutter daheim Tag für Tag eine noch viel weitere, die doch die nächste und kürzeste ist, den Weg des Gebetes; von der armen Erde hinauf bis zu dem Throne des Allerhöchsten, den Weg so unendlich weit und doch so nahe, daß er mit jedem kurzen Seufzer des gläubigen Herzens vollendet ist.

Der Jüngling ist angekommen in jener fernen

Stadt, hat christliche Freunde gefunden und durch diese den Eingang in des Mägdleins Vaterhaus, und durch seinen und ihren Glauben auch Eingang in ihr Herz; und ehe ein Jahr zu Ende geht, steht sie wieder geschmückt mit ihrem Halsgeschmeide und dem Myrthenkranze dazu, und mit dem goldenen Trauring vor dem Altar des Herrn neben ihm und wird ihm angetraut unter Gebet und Handauflegung; und — der Goldfaden ist so fein gezogen aus den wenigen Unzen Goldes, daß er von der Stadt an Hollands Grenzen reicht bis zum Riesengebirge in Schlesien, so fein und doch so fest, daß 2 Menschen an diesen Faden ihr Haus gehängt haben und er reißt doch nimmer!

Merke dir: die Fäden, an denen das Geschick der Menschen hängt, sind gar fein und zart und unsichtbar, und reißen nicht, denn der Herr hat sie gesponnen.

Merke: Aus deinem Gold und deinem Silber, das du um des Herrn willen für die Mission hingiebst, zieht er Fäden, die noch weiter reichen, als von Hollands Grenzen bis nach Schlesien, Fäden, die von dir bis über's Meer hinüber reichen, zu den fernen Inseln der Heiden und — noch weiter.

Merke: Selbst aus dem Kupferpfennig und dem Wittwenscherflein zieht die Hand des Herrn so lange Fäden, d. h. wenn du das Gold der Liebe und das Gold des Glaubens dazu gelegt hast.

Merke: Und wer nicht einen Pfennig geben kann, ist dennoch reich genug, dem Herrn viel,

viel mehr zu schenken als ein goldenes Halsgeschmeide.

Merke: Was du dem Herrn schenkest, das giebt Er dir durch liebe, liebe Hände wieder, und Er legt immer noch etwas dazu.

45. William und Jenny.

Wer es liest, wie viel Geld in England auf die Bekehrung der armen Heiden verwendet wird, der staunt, wie über die 5000 Centner Gold und die 10,000 Centner Silber, so die Fürsten Davids zum Bau des Tempels gaben, und fragt, woher man in Großbritanien das gar viele Geld nehme.

Der Erzähler kann's ihm sagen, und wenn der freundliche Leser nur etliche Zeilen weiter mit ihm gehen will, so wird er auch lernen, daß man dort selbst aus Sand und Disteln Silber und Erz machen kann, ohne den Stein der Weisen oder den Schlüssel Salomonis.

In einer Gasse von London, da wo Babylon die Große nach und nach aufhört und die Felder wieder anfangen, saß ein Knabe und zählte die 26 Pence, die er für seinen Fegsand gelös't hatte, aus einer Hand in die andere. Neben ihm stand seine Eselin mit gesenktem Haupte und hängenden Ohren. An sie lehnte sich ein anderer Knabe, und nagte mit seinen guten Zähnen an einem steinharten Zwieback, den er von einem Matrosen oder aus einer andern milden Hand erhalten hatte.

Nicht weit davon war ein großes Haus mit hohen Fenstern, in welches gerade mehr Leute hineingingen als in andere Häuser, wo man nur schafft oder genießt, was zu des Leibes Nahrung

und Nothdurft gehört. Auch saß kein Mann vor oder hinter der Thüre, der für den Eintritt etwas verlangt hätte.

Darum dachte der kleine Eselstreiber, nachdem er seine Baarschaft wieder in seine Hosentasche gebracht hatte: „Wenn es nichts kostet, kann ich auch in das große Haus mit den hohen Fenstern hineingehen und schauen, was es darin giebt." Und sagte zu seinem Kameraden mit dem Zwieback, als wäre er sein Knechtlein: „Du, Tom, bleib bei meinem Thiere und laß ihm nichts geschehen, bis ich wieder komme."

Der Tom ließ sich auch vor dem Lastthier auf das Pflaster nieder und blieb allda sitzen, so lange er mit seinem harten Brote zu thun hatte. Als er aber damit fertig war, hielt er nicht mehr lange aus, sondern erhub sich wieder und sagte zu der Eselin: „Jenny, der William hat gesagt, du sollst keinen Schritt weiter gehen, sondern warten, bis er wieder aus dem großen Hause dort herauskommt." Dann ging er seines Weges mit gutem Gewissen, wie ein Bote wieder hin geht, woher er gekommen ist, wenn er seine Briefschaften einem andern Boten übergeben hat und von ihm bescheinigt worden ist.

Die Langöhrin, als sie nun ganz herrenlos geworden war, senkte zwar ihr sorgenschweres Haupt noch etwas tiefer, wich aber keinen Schritt von der Stelle, so viel auch der Unbilden waren, die sie auf dem schmalen Hochpflaster, wo sie stand, zu erfahren hatte. Die Hiebe, die ihr die Spaziergänger, unwillig darüber, daß sie ihr ausweichen mußten, im Vorübergehen verabreichten, nahm sie ruhig hin und sprach nur bei sich selbst: „Der William

klopft mir ohnedies das Jahr über meinen grauen Rock zu wenig aus." Aber eine Magd aus der Nachbarschaft, die sie über das Hochpflaster hinunterschieben wollte, klemmte sie an das Haus, daß dieselbe schrie und froh war, als sie zwischen der Wand und dem Rücken des Lastthieres wieder hervor durfte. Und mit den zwei Schornsteinkehrern, die sie bei den Ohren nahmen und fortziehen wollten, wurde sie noch schneller fertig, denn es ihre Widersacher gedachten. Sie schüttelte ein wenig mit dem Kopfe, und die zwei Jungen fielen rechts und links von ihr ab, wie ein Apfelbaum seine Aepfel abwirft, wenn er vom großen Winde bewegt wird.

Endlich nach einer Stunde oder darüber kam William aus dem großen Hause mit den hohen Fenstern wieder zurück, und sagte zu seiner Eselin, indem er sich mit ihr vollends aus der Stadt hinauszog, wohl auch dazwischen stehen blieb: „Gelt, Jenny, ich bin dir zu lange ausgeblieben? Aber es hat nicht anders sein können. Ein Mann in dem großen Hause, der weit über das Meer hergekommen ist, erzählte von den Heiden. Er hat es mit eigenen Augen angesehen, wie die bösen Mütter ihre Kinder in die Erde vergraben, oder im Feuer verbrennen, oder im Wasser ersäufen, oder den Crocodilen vorwerfen, welche sie mitten entzwei beißen und verschlucken, wie unsere Schwarze daheim eine Maus. In großen Städten, sagte er, sieht man allenthalben winselnde Kinder liegen, die man vor die Häuser herausgeworfen hat, wie bei uns junge Katzen, die man nicht aufziehen will. Und den alten Leuten geht es nicht besser. Wenn

sie schwach werden und keinen Taug mehr geben, nimmt sie der Sohn und giebt ihnen einen Schlag vor den Kopf oder scharrt sie bei lebendigem Leibe ein. Aber die Stechmücken und Flöhe und anderes Ungeziefer tasten sie nicht an, damit sie den Vater derselben, den Teufel, nicht beleidigen. Denn den lieben Gott kennen sie nicht, so fürchten sie den Bösen über alles und beten ihn an."

Hier wurde William in seinem Bericht unterbrochen. Sein Lastthier trat beiseit aus, und streckte sich nach einer saftigen Distel, die am Wege stand. Während es aber ein Blatt nach dem andern pflückte, fuhr er in seinen lauten Gedanken fort und sprach: „Ja, sagte der Mann in dem großen Hause, die Heiden haben es unter der Herrschaft des Teufels noch schlimmer, als wenn die Schafe zu dem Wolfe sagten: „Sei du unser Gott." Du kannst es dir vorstellen, Jenny, wie der sie traktiren würde. Und gerade so macht es der Teufel seinen Unterthanen, den Heiden. Er läßt ihnen keine gute Stunde, und zieht ihnen die Haut über den Kopf. Hat auch an vielen Christen selbst treue Bundesgenossen, die ihnen den Branntwein verkaufen, daß sie schaarenweise zu Grunde gehen, wie die Fliegen an der gepfefferten Milch."

Bei diesen Worten ergrimmte William so in seinem Herzen, daß er sich selbst vergaß und seiner Eselin einen Streich mit der flachen Hand auf den Rücken gab. Das Lastthier nahm den Schlag für ein Zeichen, daß es weiter sollte, und setzte auch seinen Weg willig fort, obgleich an der Distel nicht nur etliche Blätter, sondern auch die saftige Krone

noch übrig waren, weßwegen es auch im Weggehen einen wehmüthigen Rückblick darauf warf.

Der Knabe aber schritt auf der geistlichen Bahn weiter, auf der ihm der Mann in dem großen Hause vorausgegangen war, und sprach: „Den Teufel aber — und das, gute Jenny, wirst selber du nicht absprechen wollen — darf man nicht mit den armen Heiden thun lassen, was er will. Man muß wider ihn streiten und die Elenden aus seinen Zähnen reißen. Wollte auch gerne selbst wider ihn ziehen, kann aber nicht von meiner Mutter weg."

Unter diesen und ähnlichen Anreden an seine Jenny kam der Knabe heim. Dort war sein erstes Geschäfte, das müde Lastthier mit Streu und Futter zu versorgen. Dann begab er sich zu seiner Mutter in die Stube und legte die Kupfermünzen, die er aus dem verkauften Sand gelöst hatte, der Reihe nach auf den Tisch, daß sie leicht überzählt werden konnten.

Während er dies that, sagte er ein Mal über das andere Mal: „Mutter, wir sollten doch für die armen Heiden etwas thun! — Mutter, können wir denn für die armen Heiden gar nichts thun? — Mutter, wie wär's, wenn wir für die armen Heiden auch etwas thäten?"

Das Sandweib, welches lange nur mit dem Kopf geschüttelt hatte, antwortete endlich: „O, William, was können wir thun? Ich bin ein schwaches Weib und du ein Knabe. Selber gehen können wir nicht, und etwas geben können wir auch nicht. Sieh, da liegen 26 Pence auf dem Tisch. Diese 12 brauchen wir für Brot, diese 6 zum Pachtgeld für die Sandgruben, diese 2 zum

Hauszins, diese 3 für Kleider und Schuhe, diese 2 für Steinkohlen und diesen letzten zu den Sandsäcken und zu den Hufeisen der Jenny. Und für die armen Heiden bleibt leider nichts als der leere Tisch."

So sprach das Weib und trug die 26 Pence, welche sie nach und nach mit der rechten Hand in die linke gestrichen hatte, in die Kammer hinaus. William folgte ihr bald und legte sich nachdenklich auf seinen Strohsack.

Was er aber mit seinem Nachdenken herausbrachte, wird der freundliche Leser bald merken.

Den andern Tag stand er eine Stunde eher auf als gewöhnlich, und sagte zu seiner Eselin, indem er ihr das Morgenfutter in die Krippe warf: „Von nun an, Jenny, müssen wir jeden Tag zwei Mal in die Stadt, das eine Mal für unsere Mutter und das andere Mal für die armen Heiden. Und darum darfst du auch nicht mehr so langsam gehen, wie die alte Lady Dungal in die Kirche, sondern mußt machen, daß du vom Wege kommst. Ich will mich auch nirgends mehr länger aufhalten, als es nöthig ist."

William hielt auch Wort. Sonst blieb er an jeder Straßenecke stehen, und ging nicht eher, als bis er gesehen oder wo möglich gelesen hatte, was auf den neuen Anschlägen stand; sonst begleitete er oft, wenn er seinen Sand schnell abgesetzt hatte, die kleinen Savoyarden und ihre Murmelthiere von Gasse zu Gasse; sonst war er bei jedem Ausrufen der Erste und Letzte; von nun aber ging er vor alle dem vorüber, wie ein Candidat, der seine erste Predigt im Kopfe hat. Und wenn seine zweite

Ladung Sand keinen rechten Abgang mehr finden wollte, so rief er desto lauter: „Kauft Sand für die armen Heiden!“ so fanden sich immer wieder Käuferinnen, und dazwischen eine und die andere, die einen Penny mehr gab, als er forderte, meist dem Knaben zu lieb, der, wo man es verlangte, nach seiner Weise von dem Heidenthum das erzählte, was er sogleich nach seiner Anwesenheit in dem großen Hause seiner Jenny mitgetheilt hatte.

So trieb er es vierzehn Tage und bemerkte in seinem Eifer für die Heiden nicht, wie seine Eselin ihren Kopf immer tiefer und tiefer hängen ließ. Als er sie aber am Sonntag darauf in dem Straßengraben weidete, gingen ihm auf einmal die Augen auf und er sagte erschrocken: „O, Jenny, wie schlecht siehst du aus! Alle deine Rippen kann man zählen, und dein Rückgrat steht heraus, wie der Kiel an einem Bord, und deine Augen liegen so tief, wie die Kellerfenster hinter dem Eisengitter. Aber ich weiß schon, woher es kommt. Jeden Tag zwei Mal in die Stadt, und doch nicht mehr zu fressen als sonst! Das ist zu viel für dich. Doch sei nur ruhig. Von nun an gehen wir immer nur über den andern Tag zwei Mal in die City, und dazwischen hole ich dir so viel Futter, daß du schmausen kannst, wie der Lordmayor an seinem Tisch in Guildhall.

Obgleich aber William von nun an nur über den andern, oft auch nur über den dritten Tag Sand für die armen Heiden feil hatte, so legte er doch in einem Jahre ein Säcklein voll Pence und Schillinge für sie zurück.

Damit suchte er eines Tages den Mann auf,

der in dem großen Hause von den Heiden zu reden pflegte, d. h. er stellte sich unter die Thüre und wartete auf ihn. Und als er kam, zog er mit der einen Hand sein Käpplein vom Kopfe und mit der andern hielt er ihm das Säcklein hin und sprach: „Wir möchten auch etwas für die armen Heiden geben."

Und der freundliche Leser weiß wohl, daß er damit sich und seine Eselin meinte, welche mit zwei leeren Sandsäcken auf dem Rücken hinter ihm stand. Aber der Mann wußte es noch nicht, und fragte daher den Knaben, wer die andere Person sei und wie sie heiße, damit er die Namen der milden Geber richtig in seine Listen und in seine Rechnung eintragen könne.

„Diese Personen," antwortete der kleine Heidenfreund, „sind wir, meine Jenny da und ich, William Brown." Und erzählte dann, wie sie beide treulich zusammen geholfen hätten, bis das leinene Säckchen voll geworden wäre, was noch eher geschehen sein würde, wenn er nicht einmal für seine kranke Mutter den Doktor und Apotheker daraus bezahlt hätte.

Der Mann in dem schwarzen Anzuge dankte ihm im Namen Gottes und schenkte ihm ein Büchlein, in welchem noch weit mehr von den Heiden und ihren Helfern stand, als William vor einem Jahre in dem großen Hause von ihm gehört hatte. In der Kapelle aber hielt er am Ende seines Vortrags das gefüllte Säcklein hoch empor und sagte den Versammelten zu Williams Gedächtniß, was der schwache Knabe, von dem Herrn seinem Gott erweckt, gethan hatte.

Ein reicher Kaufmann aber, der jedes Jahr hundert Pfund und darüber für die armen Heiden zu geben pflegte, schlug beim Auseinandergehen der Versammlung an seine Brust und sprach bei sich selber: „Dieser hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn wir alle, die eingelegt haben. Denn sie haben alle von ihrem Uebrigen eingelegt; dieser aber hat von seiner Armuth alles, was er hatte, eingelegt.“

46. Der arme Ned.

Die christlichen Neger in Westindien sind in mancher Hinsicht ein Muster für die Christen in Europa. Sie geben mit Freuden ihre Beiträge für die Missionssache, und versagen sich oft eine Mahlzeit, um mehr Geld für das Werk Gottes übrig zu haben. Ihre Liebe zu den Predigern und Missionaren hat keine Grenzen. Viele von ihnen sind sehr bekümmert um Afrika und sagen, wenn man sie nur fortschickte, um ihren Landsleuten das Evangelium zu predigen, sie würden gern hinüber gehen, selbst auf die Gefahr hin, abermals eingefangen und in die Sclaverei verkauft zu werden.

Folgende Anekdote von dem muthigen und standhaften Benehmen eines armen Negers ist von Miss. Hill erzählt worden.

Ehe die Neger freigelassen wurden, war einmal nahe bei einer von Sclaven bebauten Pflanzung ein Regiment schottischer Soldaten einquartirt. Ein gemeiner Soldat in diesem Regiment hatte oft einen Sclaven Namens Ned (Abkürzung von Eduard) vorüber gehen sehen. Eines Tages sagte

der Soldat zu dem Sclaven: „Ned, ich will dich lesen lehren."

Ned. O Massa, mich gar zu gern möchte lesen lernen.

Sold. Aber Ned, ich lehre dich lesen nur unter einer Bedingung.

Ned. O Massa, mich sehr gerne lesen lernen. Was die 'dingung, Massa?

Sold. Das ist die Bedingung, Ned: wenn ich dich lesen lehre, so mußt du's wieder einen andern lehren.

Ned fing an zu lernen, und sobald er das Alphabet lesen konnte, rief er einem andern Neger zu: „Ich sage, du Neger, willst du lernen lesen?" — O ja, Ned, ich nicht lesen kann; kein Buckramann (Weißer) lehren mich lesen.

Ned. Wenn ich lehre dich lesen, du lehren andere Neger lesen.

Auf diese Art machten die Neger fort: ein jeder lehrte wieder einen andern, bis eine große Zahl von Negern lesen gelernt hatte, und die Aufseher anfingen, in Furcht zu gerathen, die Neger möchten gescheidt genug werden, sich zu verbünden und gegen sie zu rebelliren. Als sie herausgebracht hatten, daß alles von Ned herkam, gaben sie ihm, was sie eine Prügelsuppe nannten, d. h. sie peitschten ihn, bis sein Rücken an vielen Orten blutete; und dann bekam er das Negerpflaster, d. h. sein blutender Rücken wurde mit Senf und Pfeffer und Essig eingerieben.

Als Ned sich von seinen Wunden erholt hatte, fing er sein altes Geschäft wieder an, seine Mitneger lesen zu lehren. Die Aufseher auf den Plan-

tagen hatten das bald heraus und gaben ihm eine Prügelsuppe, noch heißer als die erste, und abermals ein Negerpflaster. Allein Ned gab nicht nach, und sobald seine Striemen geheilt waren, fing er den Unterricht zum dritten Mal an.

Die Aufseher wußten nicht, was sie mit dem armen Ned anfangen sollten. Sie fürchteten sich, ihn zu tödten, und beschlossen endlich, ihn nach einer andern Pflanzung zu schicken, um ihn so los zu werden. So machte Gott gut, was sie gedachten böse zu machen, denn Ned und seine Schüler hatten fast alle Neger auf der Plantage lesen gelehrt, und als kaum einer übrig war, der noch nicht lesen konnte, wurde Ned auf eine andere Plantage geschickt, wo er die Neger ebenso im Lesen unterrichtete, wie er es auf der früheren gethan hatte.

Nachdem Ned eine kurze Zeit auf dieser neuen Pflanzung gewesen war, wünschte er an seine alten Mitsclaven einen Brief zu schreiben. Er war im Schreiben nicht unterrichtet worden und hatte weder Feder noch Tinte, dennoch brachte er einen Brief zu Stande. Er brannte einen Stecken im Feuer an, und mit dem geschwärzten Ende schrieb er einen kleinen Brief, indem er die Buchstaben aus seinem Buch abmalte. Sein Brief lautete also: „Ned wünscht sehr zu wissen, wie es den Negern geht, und wie es mit dem Lesen geht. Macht euch nichts aus einer guten Prügelsuppe."

Als die Negerbefreiung beschlossen war, schenkte die englische Bibelgesellschaft jedem Neger, der lesen konnte, ein Testament. Ein Missionar wurde gefragt, wie viele Neger auf des armen Neds Plantage Testamente brauchen würden. Er antwortete:

„Eine gute Anzahl von ihnen kann lesen, aber ich denke, 50 Testamente werden hinreichen.“ Es zeigte sich jedoch, daß man für die Schüler des armen Ned anstatt 50 nicht weniger als 600 Testamente brauchte.

An dieser Geschichte können wir einmal recht klar sehen, was es eigentlich auf sich habe um die Treue im Kleinen, und wie es uns gar nicht an Gelegenheit fehle, dieselbe zu beweisen.

47. Missionsbeitrag einer Jüdin.

Ein reicher Jude verließ mit Frau und einem einzigen Kind, einer liebenswürdigen Tochter, und allen seinen Reichthümern London. An den fruchtbaren Ufern des Ohio in Nordamerika ließ er sich nieder. Unterwegs war ihm seine Frau gestorben; deßhalb widmete er nun seine ganze Liebe der Tochter, auf deren Bildung er so viel Geld verwandt hatte. Sie redete mit Fertigkeit mehrere Sprachen; ihr gebildeter Verstand und ihre feinen Sitten fesselten alle, die sie sahen. Ihr Vater, der selbst eifrig an dem Glauben seiner Väter hing, hatte sie streng in diesen Grundsätzen erzogen. Es dauerte nicht lange, so wurde die Tochter krank, krank zum Tode. Der Vater war untröstlich; denn sein Glaube gab ihm nur schwache Hoffnung, sie je wieder zu sehen. Da rief die sterbende Tochter den tief gebeugten Vater zu sich und sprach mit ihrer letzten Kraft: „Mein Vater, hast du mich lieb?“ — „Du weißt, daß du mir theurer bist, als die ganze Welt!“ antwortete der Vater. „Aber, Vater, hast du mich wirklich lieb?“ fragte noch einmal die Tochter. — „Warum machst du mir diese Schmer-

zen? habe ich dir denn nicht bewiesen, daß ich dich lieb habe?" klagte der Vater. „Aber, theuerster Vater, ist es denn wirklich wahr, daß du mich lieb hast?" wiederholte die Tochter. Jetzt konnte der Vater vor Betrübniß nicht mehr antworten; aber die Tochter fuhr fort: „Ich weiß, du hast mich immer geliebt; du warst der gütigste Vater, und ich liebe dich innigst; willst du mir eine Bitte gewähren?" — „O, mein Kind," entgegnete der Vater, „verlange, was du willst; wenn es auch den letzten Pfennig meines Vermögens kosten sollte, was es auch sein möge, es soll dir gewährt werden; ich will es dir gewähren!" — „Ach, mein Vater, so bitte ich dich, sprich nie wieder gegen Jesum von Nazareth!"

Erstaunen nahm dem Vater die Sprache. „Ich weiß," fuhr die Tochter fort, „nur wenig von Jesus; denn mir wurde nichts von ihm gelehrt, aber ich weiß, daß Er der Heiland ist zur Rettung meiner Seele; denn als solchen habe ich Ihn kennen gelernt, seit ich krank wurde. Ich glaube, Er wird mich selig machen, obgleich ich Ihn zuvor nie geliebt habe. Ich fühle, daß ich zu Ihm gehe und immer bei Ihm sein werde. Und nun, mein Vater, versage mir meine Bitte nicht; verschaffe dir das Buch, das von Jesu Christo spricht; ich bete, daß du Ihn kennen lernen mögest und Ihm die Liebe schenkest, die bis jetzt mein war!"

Sie konnte nicht mehr sprechen. Die Anstrengung war ihr zu groß gewesen. Ihre Worte hatten das vom Schmerz ohnedem zerrissene Herz des Vaters durchbohrt. Er mußte hinauseilen aus dem doppelten Leidenszimmer. Ehe er sich wieder

gesammelt hatte und zu der sterbenden Tochter zurückkehren konnte, war ihr Geist heimgegangen.

Das Erste, was der Vater that, nachdem er seine letzte irdische Freude der Erde übergeben hatte, war, daß er sich ein neues Testament kaufte, es las und, gelehrt von dem Geiste von Oben, alsbald den Unterricht eines christlichen Geistlichen suchte. Bald wurde auch er gezählt unter die sanftmüthigen und demüthigen Nachfolger seines einst von ihm so verachteten Heilandes.

48. Der Missionsschild.

Die Mission ist wie ein Schild,
Den kannst Du heften, wohin Du willt;
Und wo Du ihn gläubig hin wirst heften,
Genießest Du Segen in Deinen Geschäften,
Im Leben und Weben, im Gang und Wandel,
In Deinem Erwerb und in Deinem Handel;
Denn was man dem Heiland zu lieb gethan,
Das sieht er als Ihm erwiesen an.
Und vergelten kann Er's allen zugleich,
Seine Schatzkammer ist unaussprechlich reich.
Also hat neulich im Unterland
Ein Bruder in seinem Bienenstand
An einen Korb solch ein Schildlein gehangen:
„Missionshonig;" wahrlich nicht um zu prangen:
Sondern dem lieben Jesus zu Ehren,
Daß es den Heiden sollte gehören
Und in die arme Mohrenwelt
Mit der Zeit aussenden ein Stücklein Geld
Zu Bibeln und Neuen Testamenten;
Ach, daß die Herzen für Christum brennten!

Und siehe, der Korb, im Stand der erste,
Ist im vorigen Sommer worden der schwerste,
Und dem Hause, wo solches ist geschehen,
Wird der Honig deßwegen noch nicht ausgehen.
Ein anderer Bruder im Unterland,
Der den Weinhandel nicht recht verstand,
Hat gar eines Weinbergs Rebenhöhen
Mit dem Missionsschildlein versehen:
„Missionsweinberg!" — Bin schon weit gewesen,
Hab' aber solches noch nie gelesen;
Ja, Geiz-Weinberge giebt's mancherlei,
Auch Sauf-Weinberge sind nahe dabei,
Aber dem Herrn einen Weinberg weihen
Zu seines himmlischen Reiches Gedeihen: —
Das gehört (gesteht es nur!) zu dem Neuen.
Wollen hoffen, er hab' in des Herbstes Tagen
Ein gutes Gewächs und auch reichlich getragen;
Wollen hoffen, der Herr werd' es wieder ersetzen
Mit geistlichen Gütern und himmlischen Schätzen.
Noch keiner hat ihm so Süßes geschenkt,
Daß ihn der Herr nicht noch süßer tränkt.
Nun endlich auch was vom Oberland.
Da ist, den wenigsten Lesern bekannt,
Ein gewes'ner Stadtrath so thöricht gewesen
Und hat ein „Missionsschaf" erlesen.
Da denken nun viele: „Gewiß das kleinste,
Das magerste, rauhste, dümmste, gemeinste."
Ja, wenn er den saubern Wahlspruch hätt',
Wie so manche: „Selber essen macht fett!"
Ich weiß es aber, er hat ihn nicht mehr;
Drum ging er ohne Weiteres her
Und sucht sich am Abend ein rechtes Schaf,
Bis er das allerschönste traf.

Das gab er dem Heiland aus herzlichem Trieb:
„Großer König, o nimm vorlieb!
„Wollest dem Schäflein für Deine Heiden
„Auch einen guten Nachwuchs bescheiden!“
Und wie er am andern Morgen kam:
Siehe da, hier und dort ein Lamm!
Die hatte das Schaf in selbiger Nacht
Ganz unversehens zur Welt gebracht.
Sie blickten umher recht frisch und heiter
Und sogen der Mutter recht stark am Euter.
So hat denn der Herr drei Schafe schon,
Und der Glaube des Manns hat auch was davon. —
Merke: Wer glaubet, der giebt dem Herrn
Ein Scherflein für die Heiden gern,
Und kann's auch überall wohl auftreiben.
Willst Du aber durchaus nicht gläuben,
So mußt Du eben ein Geizhals bleiben.

49. Nachmittagsplaisir für Kurgäste.

Denn Vormittags darf man solchen Leuten nicht kommen; da haben sie mit Abwartung des eignen kranken Leibes genug zu thun, müssen im Kühl- oder Schwitzbade sitzen, oder allerlei Wasser trinken über die Maßen und noch sonstige Proceduren mit ihrem invalid werdenden Körpergebäu vornehmen. Alles Vormittags; aber was Nachmittags? Nachmittags auf der Promenade könnte wohl mancher, der nicht ganz hin und kaput ist, sich noch ein kleines Nebenplaisir dort machen, etwa wie jene Londoner Stadtdame, von der ich jetzt erzählen will.

„Ja, ich muß etwas für die Juden thun“ — mit dem Entschlusse war sie von ihren Knieen aufgestanden, nachdem sie Römer am Elften gelesen

hatte. Und es war kein Strohfeuer dieser Entschluß. Sie ging zu den Vätern der brittischen Gesellschaft für Judenmission zu London und entnahm ein gut Päckchen Tractate für Israel, die sie hin und wieder vertheilte. Bleibt auch dabei, obwohl sie ihren Eifer dabei umsonst zubringt und keine Judenseele bekehrt; denn so leicht bekehrt man sich nicht, wie der Leser von sich selbst aus Erfahrung weiß.

Nächstes Jahr muß die Dame ins Bad — nach Brigthon — und was nicht jeder mitgenommen hätte, nimmt sie mit: Tractate für Israel. Wenn sie nun dort auf dem Damm spaziren ging, hatte sie davon den ganzen Arbeitsbeutel voll und theilte aus nach rechts und links, wie's ihr wohl angebracht schien, an dies und jenes dort auch spazirende Frauenzimmer. „Madame," sprach sie eines Tags zu einer vorüberwandelnden elegant gekleideten Dame, deren Gesicht durch einen schwarzen Schleier verhüllt war, „Madame, wollen Sie dies kleine Buch nicht von mir annehmen und lesen?"

Die Fremde: „Wovon handelt es?"

Antwort: „Es verwendet sich für Gottes auserwähltes Volk, für die geliebten, aber leidenden Juden."

Fremde: „Geliebte Juden? wie so? werden sie nicht gehaßt und geschmäht?"

Antwort: „O nein; wer den Herrn Jesum aufrichtig liebt, der liebt auch sein Brudervolk, die armen und viel verachteten Juden. Wollen Sie nicht mein Büchlein annehmen?"

Fremde: „Nein, ich brauch's nicht; wozu sich abmühen mit dem, wie Sie selbst sagen, armen und verachteten Volke? Laß sie gehen."

Antwort: „Das dürfen wir nimmermehr; ich, obwohl nur ein schwaches Weib, werde Jerusalems nimmer vergessen, und viele meiner Brüder und Schwestern tragen gleicherweise, wie ich, Israel auf dem Herzen und möchten es mit Gott versöhnt wissen durch Christum."

Fremde: „Viele wären derer unter den Christen, welche an dem Judenvolk so gar innigen Antheil nähmen, wie Sie mir zu nehmen scheinen?"

Antwort: „Ja, gewiß! Es giebt manche unter uns Christen, die wollten gern, daß Zion gebauet würde, und sähen gern, daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden, auf daß die Heiden des Herrn Namen fürchten und alle Könige auf Erden seine Ehre. Denn Israel ist das berufene Missionsvolk für die Heiden. Bevor aber Zions Herrlichkeit unter den Völkern wiedergesehen werden kann, müssen Israels Kinder, der arme zersprengte Haufe, zuerst hinblicken auf den, in welchen sie gestochen haben und unterm Kreuze stehend mit uns Christen beten: Hier ist Immanuel! Darum suchen wir sie zu bekehren. Ach, wollen Sie sich denn nicht auch für die Judenmission interessiren und mein Buch hier freundlich annehmen?"

Die junge Engländerin hatte in ihrem Eifer nicht bemerkt, wie ihre Zuhörerin vor Gemüthsbewegung am ganzen Leibe zitterte. In diesem Augenblick aber ergriff diese die Hand mit dem Buche, hob mit der andern Hand den Schleier empor und

„Sehen Sie," sprach sie, „von welcher Nation ich bin?" Und dabei flossen ihr aus den dunkeln, durchdringenden Augen die großen, hellen Thränen die Wangen hinunter. „Ich bin eine Jüdin,"

fuhr sie fort, „und weil ich weiß, daß uns Juden die Christenväter fluchen und die Christenkinder ins Angesicht speien, verberge ich hier im Bade hinter schwarzem Schleier meine Nationalität. Vor Ihnen aber enthülle ich mich! denn Sie fluchen mir und meinem Volke nicht; von Ihnen nehme ich auch dies Buch, wiewohl ich Ihren Messias nicht als den meinigen annehmen kann. Ich will aber in unsern alten Bundesschriften treulich forschen, ob das Signalement, welches uns die Propheten von dem Sohne des Hochgelobten gegeben haben, auf Ihren Messias passe."

„Gott segne Ihren Entschluß," sprach die junge Engländerin, „und während Sie lesen, beten Sie auch um geöffnete Augen des Verständnisses. Leben Sie wohl!"

Aber die Fremde hielt sie einen Augenblick zurück. „Lassen Sie uns," bat sie, „in den Wochen, wo wir zur Kur hier sind, öfter mit einander zusammen kommen und uns besprechen." Sie kamen auch zusammen fort und fort, und siehe, die Forscherin, welche das alte Testament studirte, wurde noch im Bade an das neue gläubig.

Weiß nun nicht, ob die junge Engländerin die gesuchte leibliche Genesung im Bade Brigthon gefunden hat, das aber weiß ich, daß sie seelenvergnügt nach London zurückgekehrt ist.

50. Der Missionar wider Wissen.

Ostindien ist bekanntlich das Land der klugen Heiden. Hin und her ist unter ihnen aber doch einer, der in der Stille zu den göttlichen Thoren

gehört. Von einem solchen hat Missionar Leupoldt aus Benares 1844 zu Nürnberg erzählt. Ein Mann aus der dortigen Kriegerkaste nämlich war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die greuel- und scheuelhaften Hindugötzen eitel Lug und Trug seien. „Du willst," dachte er daher, „zu den Muhamedanern gehen, wie jetzt so viele Hindus thun, ob du bei denen nicht den rechten Gott findest." Gedacht, gethan. Aber bald befindet er, daß auch die Muhamedaner den wahren Gott nicht haben könnten, sonst könnten sie nicht so schlecht sein. „Du willst dich," dachte er nun, „zu den Christen wenden, dort wirst du den wahren Gott ja wohl finden." Aber, aber! In den englischen Kriegsdiensten, welche er nimmt, erfährt er bald zu seiner bittern Täuschung, daß die englischen Soldaten, seine Kameraden, welche doch Christen heißen, noch schlechter sind, als die Muhamedaner; denn da ist nichts als Fluchen, Zoten, Saufen, Raufen von früh bis spät. Die Subordination reichte auch nicht allzuweit und hinter ihrem Rücken hängte der Soldat seinen Offizieren allerlei an, was nicht schön war. Nur von einem gewissen Hauptmann Smith sprach man mit allgemeiner Achtung; man nannte ihn aus purer Liebe schlechtweg Vater Smith. „Ist der Mann wirklich so gut, wie man ihn macht," denkt unser Soldat, „so muß er wohl den wahren Gott haben. Ich will zu ihm und mich überzeugen." Er sucht des Hauptmanns Wohnung, wird angemeldet, angenommen, eingelassen. „Was willst du, mein Sohn?" fragt der Hauptmann. „Mich überzeugen," antwortet der Soldat, „ob der Herr Hauptmann wirklich so gut sei, als man ihn macht.

Darf ich den Herrn Hauptmann öfter besuchen?" fragt er treuherzig. Als er von des Hauptmanns lächelnden Lippen die Erlaubniß erhalten, macht er Kehrt und dahin geht er.

„Ich will wieder zu ihm gehn" — denkt der Soldat — „wenn er gerade zu Tische sitzt und speist. Wird er da nicht böse (die Hindus hassen nichts mehr als die Störung bei Tische), dann ist's richtig, dann ist er wirklich recht gut, hat dann gewiß auch den wahren Gott, und will ihn dann darum fragen." Und was er sich ausgedacht, führt er aus. Der Hauptmann aber ist fast noch freundlicher und leutseliger als das erste Mal. Das nimmt ihn so hin und die Güte macht ihn so betroffen, daß er rein vergißt, den Hauptmann auf den Zahn zu fühlen und ihn nach seinem Gott zu fragen.

Kurze Zeit darauf wird mein Soldat plötzlich vom Fieber befallen und muß ins Lazareth. Da liegt er einige Tage bewußtlos und dem Tode nah. Als er wieder zu sich kommt, geht das Jammern und Wehklagen an darüber, daß er jetzt sterben müsse, ehe er von dem Herrn Hauptmann den wahren Gott habe kennen gelernt. Da horch! eine bekannte Stimme. Er schlägt die matten Augenlieder auf und vor seinem Lager steht wie gerufen sein lieber Herr Hauptmann, der gekommen war, seine kranken Soldaten zu besuchen, was in der preußischen Armee leider nicht alle Hauptleute thun. Woraus zu schließen, daß jener englische Hauptmann so aus der Gegend von Capernaum (Matth. 8, 5—13.) zu Hause gewesen sein muß. Der versichert nun diesem seinen Soldaten, daß er nach Aus-

sage des Arztes auf dem Wege der Besserung sei und ihn bald wieder werde besuchen können. Und richtig. Der erste Gang des Wiedergenesenen geht zu dem guten Herrn Hauptmann. Und seine erste Frage und Bitte ist die, der Herr Hauptmann möge ihm doch nur sagen, was für einen Herrgott er habe. Da sagte ihm denn der Hauptmann, an wen er glaube und warum dieser Glaube der einzig rechte sei, maßen man dabei guten Frieden in sich und gute Hoffnung vor sich habe und so weiter. Uebrigens wolle er ihn an einen Mann verweisen, der denselben Gott, wie er, habe, sich aber besser als er aufs Unterrichten verstehe. Nach diesen Worten überreicht er dem Soldaten ein Schreiben an Missionar Leupoldt, und der hat an diesem Kriegsmanne einen heilsbegierigen Schüler, nachmals auch einen lieben Bruder und treuen Gehülfen im Erziehungshause zu Benares gefunden. Lange hat er's aber nicht gemacht. Ein Paar Jahre, und er ward schon in die obere Gemeinde versetzt, wo er nun den wahren Gott nicht mehr im Glauben sucht, sondern im Anschauen genießt. Mag auch wohl manches liebe Mal nach unserm Erdball herübersehen, ob sein lieber guter Herr Hauptmann noch nicht kommt, der durch seinen Wandel ihn zuerst an sich gezogen und dann ihm die Seele gerettet hat.

Erwartet dich, mein Christ, drüben auch Einer, der früher Jude, Heide oder Türke war, darnach durch deinen guten Wandel angezogen und bekehrt wurde, jetzund aber drüben vor den Engeln Gottes sich auf deine Ueberkunft so freut, wie der vormalige hindostanische Kriegsknecht auf Hauptmann Smith? — —

51. Ein alter Schlüssel zu aller Heiden Ländern.

Vorweg will ich ihn nicht nennen und hinterher brauche ich ihn nicht mehr zu nennen. Auf dem Jahresfeste der Londoner Missionsgesellschaft im Jahre 1839 hat ihn aber ein Amerikaner aus den Vereinigten Staaten allen Missionsfreunden dringend empfohlen. „Seit 5—6 Jahren," so hat er erzählt, „haben wir den ersten Montag des Januar mit Fasten, Beugung und Gebet um die Bekehrung der Welt gefeiert. Wir sind da in großer Zahl in unsern Gotteshäusern beisammen; Ansprachen und Gesang wechseln mit einander ab. Als wir zum allerersten Male den Tag feierten und zu Ende waren, gingen wir auseinander mit der Ueberzeugung, daß Gott uns erhört habe. — Eine Weile nachher bekam ein Freund, der in meinem Hause wohnte, einen Brief von einem Missionar aus Ostindien. „Sagt nur," fing der Brief an, „was haben die Christen in Amerika an dem und dem Tage (es war der erste Montag im Januar) gethan? Sie müssen wohl mehr als gewöhnlich gebetet haben. Denn als ich jenes Tags in die Missionsschule trat, kamen mir 12—14 Leute entgegen, die sprachen: „„Wir sind jetzt bereit, unsere Herzen dem Herrn Jesu zu geben."" Auch an den Seelen der anderen war die Anfassung des Herrn spürbar." — So schrieb der Missionar. Den Brief hatte er aber nicht sofort absenden können. In der Zwischenzeit erhielt er ein amerikanisches Zeitungsblatt und darin die Nachricht von unserm amerikanischen Bettag zur Bekehrung der Welt. Da fügte der Missionar dem Briefe noch die Nachschrift

hinzu: „„Jetzt begreife ich alles!““ Er sah es vor Augen, was den Missionaren bei ihrer schweren Arbeit noch weit förderlicher ist als allerlei Munition und Proviant; sah auch, daß es noch einen kürzern Weg nach Ostindien gebe als den ums Cap der guten Hoffnung.

Ich mache den Vorschlag: Jeder, wer dies lieset, schlägt flugs 2 Thessal. 3, 1 auf, kniet nieder und gebraucht den vielleicht halb vergessenen oder ganz verrosteten Schlüssel von Stund an. Das gäbe einen schönen Missionsbeitrag.

52. Der kleine Menschenfischer.

Ein kleiner Knabe in England, noch keine 6 Jahr alt, hört mal erzählen, daß an manchen Orten in Indien die Mütter ihre kleinen Kinder tödteten; es sei vorgekommen, daß eine Mutter ihrer zehn ermordet habe. „Warum sind denn aber dort die Mütter so böse?“ fragt der Knabe. Man antwortet ihm, die Frauen glaubten damit nichts Böses zu thun; denn sie wüßten nichts von Gott und seinem Wort. „Nun, da muß man ihnen Bibeln geben,“ erwiedert der Kleine; „und ich will ihnen aus meiner Sparbüchse eine kaufen und schicken, damit sie lernen, daß man die Kinder nicht tödten darf.“

Mehrere Monate trägt er sich in seinem kleinen Kopfe mit dem Gedanken; die Bibel wird gekauft, in Papier gewickelt und in Ermangelung eines Petschafts mit einem Geldstück versiegelt. Schon will der Knabe das Packet ohne Aufschrift und weitere Adresse auf die Post bringen und meint, es sei genug, wenn er sage, sie sollten's nur nach Ostindien

an die heidnischen Frauen schicken. Er wird sehr traurig, als er hört, daß das so nicht geht.

Da begegnet er aber bald darauf einem ihm bekannten Schiffskapitän, Namens Pigott, der nach Indien fährt. Er erzählt ihm ganz trostlos seine Geschichte und dieser beruhigt ihn mit dem Versprechen, seine Bibel mitnehmen zu wollen. Das Kind läuft nach Haus, sie zu holen. Doch ehe er sie fortträgt, sagt er zu seiner größern Schwester: „Warte, wir wollen noch Zeichen in die Bibel legen, damit die armen Hindu wissen, was sie zuerst lesen sollen." — „Nun, wo soll ich denn ein Zeichen hinlegen?" fragt die Schwester. — „Zuerst da, wo geschrieben steht, daß der Herr Jesus für die bösen Leute gekreuzigt ist; und dann da, wo er sagt, daß die kleinen Kinder zu ihm kommen sollen, und dann da, wo Er den Vater bittet, daß die Menschen, auch die schwarzen, beten lernen müssen."

Nun läuft das Kind zu dem freundlichen Kapitän, seine Augen strahlen ihm von solcher Freude, daß die Anwesenden in ihm ein Kindlein zu sehen glauben, von denen geschrieben steht: Das Himmelreich ist ihrer. Uebrigens knüpft der holdselige Knabe es dem alten Seemanne mit aller Feierlichkeit ein, seine Bibel wohl zu besorgen und sie keinem zu geben, der nicht Gutes damit stiften werde.

Angekommen in Calcutta sendet der Kapitän die Bibel sammt Erzählung ihrer ganzen Geschichte dem Herausgeber einer christlichen Zeitschrift mit der Bitte, diese Bibel ganz ihrer Bestimmung gemäß zu verwenden. In Folge dessen wird sie mit dem Briefe des Kapitäns einem bekehrten Brahminen übergeben, welcher die Zusendung mit der Erklärung

beantwortet: „Ich werde diese Bibel immer auf meinem Tische liegen lassen, damit ich sie jedem meiner armen Hindu, die mich besuchen, zeigen kann als ein Zeugniß von der frommen Liebe, die in dem Herzen eines englischen Christenkindes für sie entzündet ist. Ich werde ihnen auch erzählen, warum und wie sie nach Indien gekommen sei, und ihnen, so oft ich gelegene Zeit habe, etwas daraus vorlesen. Der Herr segne das Lesen und rotte dadurch an der Wurzel jene Grausamkeiten aus, bei denen schon die Natur schaudert."

Die Geschichte ist nun aus. Ich will nur noch sagen, wie mannigfaltig doch die Aelternfreuden sind. Da freut sich mancher Vater und Mutter, daß ihnen das Herz im Leibe lacht, wenn sie ihr kleines Bürschlein mit der Angel auf den Fischfang und mit der Leimruthe auf den Vogelfang gehen sehen. Könnten wohl bessere und größere Freude haben, wenn sie ihr Boot und Brot ließen über die Wasser des Weltmeers fahren und leiteten die Kindlein von klein auf dazu an, kleine Menschenfischer zu werden und ihre Reusen nach jenseit des Weltmeers auszuwerfen.

53. Guter Wille für die That.

Im Jahre 1834 wurden die beiden amerikanischen Missionare Laymann und Munson nach Sumatra abgeordnet, wo die Battas wohnen, wilde Menschenfresser wie die Dajakken auf Borneo. Leider kam, kein Jahr nach ihrer Aussendung, schon die Trauerpost zurück nach Baltimore, daß die beiden Männer von den Wilden mit Spießen erstochen,

zerschnitten und dann gegessen seien. Der fromme Dr. Humptrei bekam den schweren Auftrag, Laymanns Mutter die harte Botschaft mitzutheilen. Mutterherzen werden es am besten nachempfinden können, was sie empfunden hat, als sie hörte: Ihr Sohn sei in fernem Lande gemordet, zerfleischt und gefressen! Das hätte einer andern Mutter leicht das Herz abdrücken können. Laymanns Mutter aber hatte nach kurzem, freilich schwerem Kampfe christliche Ergebung und Fassung und wohl noch mehr. Denn als sie wieder Worte finden kann, ist ihr erstes: „Ich wünschte nur, noch andere Kinder zu haben, die willig wären, ihr Leben für Christum hinzugeben."

Ob wohl viele Mütter so denken, wie Laymanns Mutter? Und ob sie bei ihrer Denkungsart bleiben, wenn sie hören: Ein Missionar ist ein Mensch, welcher den Heiden das Evangelium predigt und zum Dank dafür aufgefressen wird?

54. Ein dito.

Auf Samoa, einer Insel der Südsee, saß eines Abends Missionar William mit andern Missionaren zusammen und beriethen die morgende Abfahrt nach Eromanga, wo Williams von den Wilden kurz darauf erschlagen wurde (1840). Da tritt ein alter, blinder Mann, geleitet von seinem Knaben, ins Gemach. „Lehrer Williams," sagt er, „ich bin ein blinder Mann, aber ich habe ein groß Verlangen, mit Euch in die finstern Heidenländer zu fahren. Vielleicht wird sie mein Blindsein rühren, daß sie mich nicht todtschlagen, und während

ich ihnen dann von Jesus rede und erzähle, kann mein Knabe hier (er legte die Hand auf das Haupt seines lieben Sohnes) ihnen vorlesen und vorschreiben, und so können wir ihnen dies alles lehren.

55. Eine Missionsjungfrau im Sterben.

Eine christliche Jungfrau empfing auf ihrem langen Krankenlager das heilige Abendmahl. In der reichen Stärkung, die sie dabei bekam, gedachte sie der Armuth der Heiden, wenn es mit ihnen zum Leiden und Sterben geht, und übergab ihrem Beichtvater beim Abschiede einen alten Henkelducaten, der sich lange in der Familie vererbt hatte, zum Dienst der Mission. Noch manche Woche ging ihr hin in Furcht und Hoffnung. Endlich kam's zum Sterben. Der Todesschweiß brach schon aus und die Todesangst brach schon herein. Da verrichtete sie ihr letztes Werk. Sie that ihre Ohrringe aus und streifte sich die Ringe von den Fingern und übergab sie den Ihrigen für die Mission.

Wenn ich von einer zweiten Jungfrau höre, die deßgleichen gethan, will ichs erzählen.

56. Zehn Soverigns und noch einer.

Unter den Gemeinden der Neubekehrten auf den Südseeinseln giebt es keine einzige, welche nicht einen Missionsverein aufzuweisen hätte. Es sind dort zwar wenig Leute, die Geld haben, aber sie geben gern, entweder von den Producten ihres Landes, oder von ihrer Hände Arbeit. Kurz vor einer Missionsversammlung auf Tahiti landete ein englisches Kriegsschiff an der Insel. Der Kapitän

sagte dem Missionar, er möchte gern ein recht hübsches Modell von einem Tonga Canon (Kahn) haben, welches er der Königin Victoria zum Präsent bringen wollte, und bat, ihn zu einem der besten Handwerker zu führen. Der Missionar weiset ihn zu einem der souveränen Häuptlinge (sovereign), der ein sehr geschickter Arbeiter ist. Dieser Mann dachte, er müsse als souveräner Fürst auch den Namen eines Souveräns führen und, da die bekehrten Eingebornen gewöhnlich fremde Namen annehmen, so wählte er den Namen: König Georg. — Er vollführte seinen Auftrag so sehr zur Zufriedenheit des Kapitäns, daß dieser ihm 10 Souverändo'r (soverigns) dafür gab. König Georg war nie zuvor in seinem Leben so reich; er legte das Geld bei Seite an einen Platz, der keinem außer ihm selbst bekannt war, und verwahrte es bis zur Missionsversammlung. Da aber brachte er es mit sich und legte auf den Tisch als seinen Beitrag für die Missionsgesellschaft 10 Souveräns. In der That gab er aber 11 Souveräns; denn er hat sich selbst dem Missionswerk ergeben und sein Name steht auf der Liste der Dorfprediger.

57. Nach der Genesung

kommen Doctor und Apotheker und wollen Bezahlung. Erhalten sie auch. Der aber, welcher es eigentlich gemacht hat, muß vielfach lange warten und bekommt oft gar nichts. Nicht alle machen's nämlich wie jene Missionsfreundin aus dem Mittelstande, welche nach ihrer Genesung 40 Thlr. an die Herrgottskasse der Mission einzahlte. Du, zum Exempel, der Du dies liesest, in welchen Got-

teskasten legst Du denn in solchen Fällen deinen klingenden Dank gegen den himmlischen Oberarzt?

58. Dat schölt die Heiden hem!

Im Orte O. herrscht die Sitte, daß, wenn Anverwandte sich besuchen, sie den Kindern eine Semmel mitbringen. Einst besucht ein gewisser Herr E. seinen Schwager B., vergißt aber, den Kindern des Schwagers vorher eine Semmel zu kaufen und mitzunehmen. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, giebt er dem ihm entgegenspringenden Knaben einen Groschen, dafür soll er selbst sich und seiner Schwester vom Nachbar, einem Schenkwirthe, die Semmel holen. Der Knabe, sonst etwas blöde und einfältig, steckt ganz fröhlich das Geld in die Tasche, ohne sich im Uebrigen um den Onkel und dessen Anordnung näher zu kümmern. Kaum ist aber der Onkel fort, so fängt das Mädchen an, den Knaben zu treiben, daß er hingehe und einkaufe. Der Knabe, sonst folgsam, weigert sich dies Mal standhaft und sucht in seiner Art eine Zeit lang das Mädchen zu vexiren, bis dieses endlich droht, dem Vater von der vermeinten Bosheit Anzeige zu machen. Da weiß er sich nicht länger zu helfen und erwiedert ganz trocken: „Na, Du mehnst wol, wir schöllen alles upfräten. Dat Geld schöllt de arme Heiden hem. Morgen will ick et dän Schoolmeester geben.“ Darüber hat das Mädchen sich beschämt gefühlt und zufrieden gegeben; der Knabe aber hat folgenden Tags sein Scherflein unverkürzt, wie er's empfangen, strahlenden Antlitzes dargebracht. — Manchem andern Knaben wäre des

folgenden Tages wieder leid geworden, was er Tags zuvor sich vorgenommen, und mancher große Mensch hat seine Lebtage noch nicht solchen klugen Gedanken gehabt, wie dies kleine Bürschlein.

59. Erste Liebe bei Jung und Alt.

Bei der Jahresfeier einer amerikanischen Missionsgesellschaft, wo jedem, der es begehrt, zu reden verstattet wird, hatten schon viele gesprochen und die Feier sollte geschlossen werden. Da erhebt sich vom äußersten Ende des Saales eine jugendliche Stimme, die schüchtern und zitterhaft fragt: „Ist's mir erlaubt zu reden?" Aller Augen blickten dahin, woher die Stimme kam, und als dem Bittenden das Wort gegeben war, horchte alles im tiefsten Schweigen auf den Redenden.

Ein lieblich schöner Knabe trat auf und sprach in zarter Bescheidenheit: „Ich bin nun 15 Jahre alt," sagte er. „Seit etwa drei Jahren hat es dem Herrn gefallen, mich zu überzeugen, daß ich einen Heiland nöthig habe. Ich suchte ihn, ich fand ihn. Seit jener Zeit habe ich das Herz voll von der Mission, und das Verlangen, selbst den Heiden Christum zu verkündigen. In der Schule habe ich mancherlei von den Heidenmissionen gehört und namentlich von den Arbeiten Judsons in Birma. Ich dachte oft: Wenn du doch auch den armen Birmanen Christum verkündigen könntest! Dieses Verlangen wollte ich jetzt hier vor Ihnen aussprechen; halten Sie mich für geeignet zum Missionsdienste, hier bin ich! Ich übergebe mich selbst Christo und seiner Kirche." Und dabei mischte sich manche Thräne und mancher Seufzer in sein

Wort. Als er schloß, war die ganze Versammlung zu Thränen gerührt; Väter und Mütter seufzten: Ach, daß wir solche Kinder hätten!

Nachdem das Seufzen sich etwas gestillt hatte, trat ein ehrwürdiger Mann vor. Silberlocken zierten sein Haupt. „Das ist mein Sohn!“ sprach er. „Lange glaubte ich, daß er den Heiland lieb habe; aber was sonst in seiner Seele vorging, das habe ich nicht bis diesen Augenblick geahndet. Gott soll mich behüten, meinem Kinde etwas in den Weg zu legen, wenn es selbst sich Christo und der Kirche schenken will. Ich bin eins mit ihm; auch ich gebe ihn dahin.“

Der Knabe war der Sohn eines Dr. Brown. Als dieser erklärte, daß er nicht die Mittel habe, seinen Sohn auf eine hohe Schule zu schicken, da trat ein andrer auf, ein Aeltester der Gemeinde, und sprach: „Ich habe Vermögen; den Knaben nehme ich an und schicke ihn auf die Schule und zahle die Kosten und schicke ihn dann nach Birma.

Wer die Fortsetzung dieser Geschichte findet, mag sie weiter erzählen. Sonst muß es bleiben bis auf Jenseit, wo es noch manche andere Fortsetzung wird zu sehen und zu hören geben.

60. Herr, hier bin ich. Sende mich!

Der erste Opfergang, welchen die Brüdergemeinde zu Herrenhut wagte, ging nach Westindien. Ein Neger von dort diente 1731 als Kammermohr bei einer gräflichen Herrschaft zu Kopenhagen. Er hieß Anton. Im Jahre 1731 war's auch, wo Christian VI. als König von Dänemark in seiner Hauptstadt gekrönt wurde. In Folge

dessen waren viele Menschen aus allerlei Ständen dort zusammengeströmt. Graf Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde zu Herrenhut, hatte sich auch eingefunden und mit ihm sein Kammerdiener David Nitschmann. Gleich sucht sich, Gleich find't sich. Nach dem Sprüchlein gings auch bei der Königskrönung zu Kopenhagen. Die hohen Herrschaften fanden sich zusammen in den Festsälen und ihre Bedienten in den Vorzimmern. So machten denn auch der schwarze Kammermohr aus Kopenhagen und der weiße Kammerdiener aus Herrenhut mit einander Bekanntschaft. Der Schwarze erzählte nun, er habe auf St. Thomas, einer der westindischen Inseln, oft einsam am Seeufer gesessen und den großen Gott gebeten, daß er ihm doch ein Licht aufgehen lasse über die Lehre, von welcher unter den Christen gehandelt würde. Auf wunderbare Weise sei er darauf nach Kopenhagen geführt, und hier sei er im Christenthume unterrichtet und getauft worden. Dann erzählte er weiter von dem elenden Zustande der Sclaven auf den westindischen Inseln und daß er drüben auf St. Thomas, wohin sie verkauft worden, eine leibliche Schwester habe, die wolle auch so gern etwas vom Christenthume hören und habe den großen Gott angebetet, daß er jemand hersende, der ihr den Weg zur Seligkeit zeige.

Diese Bedientengeschichte erzählte Nitschmann seinem Herrn, und wurde dabei warm. Zinzendorf aber glühete. Auf seine Fürsprache erhielt Anton von seiner Herrschaft die Erlaubniß, den Grafen nach Herrenhut zu begleiten. Dort mußte er selbst der Brüdergemeinde das große Elend vorstel-

len, in welchem die armen Neger schmachteten und wie sie so hart gehalten würden, daß sie gar keine Zeit hätten, anders als bei der Arbeit das Evangelium zu hören. Es würde daher kein anderer Rath übrig bleiben, als daß die Missionare selbst Sclaven werden müßten. Dann hätten sie unter der Arbeit und in den Ruhestunden während des Essens Gelegenheit, Jesum Christum den armen Negern zu predigen. — Ein bitteres Opfer, das da gefordert ward!

Aber doch fanden sich mehr als einer, die fort und hinüber wollten nach Westindien. Leonhard Dober, der Töpfer, und Tobias Leupold wollten stehenden Fußes fort, wenn's die Gemeinde wollte und sie für würdig hielte, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden und Sclaven zu werden. Die Gemeinde zog die Sache indeß zuvor in gehörige Ueberlegung vor dem Herrn und nahm sie ins Gebet. Und zuletzt mußte nach dem Gebrauche der Brüdergemeinde noch das Loos entscheiden. Eine große Zahl Bibelsprüche, auf einzelne Blätter gedruckt, waren die Loose. Dober mußte sich eins ziehen. Er bekam das Wort: „Lasset den Knaben ziehen; der Herr ist mit ihm!" Nun war man fertig. Im Namen der Gemeinde segnete Martin Linner, der Gemeindeälteste, den Töpfer ein zum Dienst der Heiden. Mit Leupold fiel der Beschluß anders aus. Er sollte dies Mal daheim bleiben. Weil aber doch nach der alten Ordnung unseres Herrn Matth. 10. je zween ausgehen sollten, ward dem Dober ein anderer Gehülfe zugesellt. Und wer dieser war? Nun, unser Freund von da oben, David Nitschmann, der Kammerdiener, seines Zeichens ein Zimmermann.

Mit sechs Thalern in der Reisetasche pilgerten sie 1732 zunächst nach Kopenhagen, um zu dem Eintritt in ihr Heidenamt die Regierungserlaubniß einzuholen.

Dort sind sie von den meisten, denen sie von ihrem Vorhaben erzählten, als Thoren verlacht oder bemitleidet. Auch taugt euer europäischer Körper gar nicht zum Sclavendienst, sagte man ihnen; und die Colonial-Gesetze litten's nicht einmal, daß ein Blanker (Weißer) als Sclav einträte und mit der Töpferei vollends sei drüben gar nichts anzufangen. So fielen die Reden und den beiden Brüdern hätte leicht der Muth fallen können, wenn sie auf das geblickt hätten, was vor Augen ist. Sie sahen aber anders wohin. Ihre Augen waren müde vom steten Aufschauen nach Oben; drum blieben ihre Herzen wacker. Auch Freunde, Gönner und Helfer blieben nicht aus. Am 8. October segelten sie aus Holland ab, am 13. December stiegen sie in St. Thomas ans Land. Sonnabends angekommen, sind sie schon Sonntags in frischer Arbeit. Antons Schwester, Anna mit Namen, haben sie sich stracks aufgesucht. Sie wurde auch der Erstling der neuen Gemeinde. Das Sclavenjoch, wozu sie freudig und bereit waren, ist ihnen nicht aufgehalset. Der Herr im Himmel aber nahm ihren guten Willen für die That und begleitete ihr Wort durch mitfolgende Zeichen.

Schlußwort.

Wir bedürfen allerdings des Armen, der von seinem Mangel giebt, und des Reichen, der seinen Ueberfluß opfert. Mehr denn das aber bedarf die

Mission lebendige Opfer d. i. weise, gottselige, sich selbst verleugnende Agenten, Boten, Missionare. Die Felder bleichen zur Ernte; aber wo sind die Männer, die dort arbeiten? Ich möchte es gern sehen, daß die Blüthe unserer Jugend erkennte, daß dieser Arbeit sich hinzugeben, die höchste Ehre sei. Ich möchte gern sehen, daß die Söhne unserer Kaufleute, Beamten und Gelehrten ihre Ehren und Güter zu den Füßen Christi legten und seinem Dienste sich weiheten. Ich möchte gern Geistliche sehen, mit dem heiligen Geiste und mit Missionsdrange getauft, die nicht hier auf Amt und Brot warteten, sondern bereit wären auszugehen, ja wirklich ausgingen! Ja, ich möchte nicht nur junge Leute sehen, sondern auch solche, die schon hier im Amte stehen und Beweise gegeben haben, daß der Herr ihren Dienst segnet; ich möchte sie sehen, wie sie alles verlassen und ihrem Herrn nachfolgen. Mir däucht, wenn die Hälfte der Prediger, die bei den Missionsfesten reden und erscheinen, sich dem Missionsdienste selbst widmeten, so würde dies mehr wirken als ihre Reden. Ich weiß wohl, wie delikat es ist, hierüber zu sprechen, und mancher mag im Stillen mir sagen: Warum thust du es nicht selber?

Nun, ich bin schon Missionar unter den Heiden gewesen und bin bereit, es aufs Neue zu werden. Ich weiß so viel von den Verdingspunkten zwischen mir und dem Herrn, unter denen ich das Amt antrat, daß ich wohl weiß, ich darf ihm nicht vorschreiben, an welchem Orte ich arbeiten soll. Das Feld ist die Welt, und wohin mich die Vorsehung führt, da ists unsere Pflicht zu arbeiten. Wenn

ein Comittee meiner Brüder nach Erwägung meiner Verhältnisse, meines Alters, meiner Gaben und alles dessen, was bei bedachten Männern hierbei in Anschlag kommt, wenn sie nach diesem allen dafür halten, ich könnte der Sache Christi besser dienen in Malakka oder Indien, in Grönland oder auf Island: so bin ich bereit zu gehen. Das ist's denn, was ich aber auch von meinen hier anwesenden Amtsbrüdern bitte: daß sie es einer Untersuchung unterwerfen, und wenn's dann klar wird, sie sollen zu Hause bleiben, daß sie dann in Gottes Namen zu Hause bleiben; aber auch, wenn's sich herausstellt, sie sollen ziehen in die Ferne, daß sie dann in Gottes Namen ziehen und sich nicht mit Fleisch und Blut berathen und sich nicht halten lassen.

Eine Stimme aus 1835 für 1852.

Gesammt-Auflage: **20,000 Exempl.**

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superintendent Westermeier in Elbeu bei Magdeburg, unter der innerhalb der preuß. Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland," wobei jedoch der Name des Absenders auf dem Couvert zu bemerken ist. Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

*Hauspostille. 5 Bde. 1 Thlr. — *Epistelpredigten. 3 Bde. 20 sgr. — *Kirchengeschichte. 7 Bde. 2 Thlr. — Offenbarungen Gottes in Geschichten des A. T. 12 sgr. — *Leben Jesu. 12 sgr. — Apostelgeschichte. 4 sgr. — *Die heilige Passion. 6 sgr — *Weckstimmen in biblischen Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde. 12 sgr. 6 pf. — Andenken an den heiligen Tag der Confirmation. 1 sgr. — Lehrkatechismus. 3 sgr. — Lernkatechismus. 2 sgr — Evangelisches Kirchengesangbuch. 10 sgr — *Krankenbuch. 3 sgr. — *Die Pforte ist weit. 4 sgr. — *Die Pforte ist eng. 6 sgr. — *Vesperglocke. 5 sgr. — *Gebetbuch. 6 sgr. — Beicht= und Communionbüchlein 2 sgr. 6 pf. — *Biblische Andachten. 2 Bde. 6 sgr. — *Die Frage: Was fehlt mir noch? 3 sgr. — *Christliche Unterhaltungen. 5 sgr. — Bethanien. 1 sgr 6 pf. — Der Prophet Jeremia. 7 sgr. 6 pf — *Geschichte der französischen Revolution. 5 sgr. — *Des Glaubens Trost. 5 sgr. — *Der Friedensbote. 4 sgr. — Neuer christlicher Kinderfreund. 7 sgr 6 pf. — *Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz. 5 sgr. — *Trostbüchlein. 3 sgr. — *Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 8 sgr. — Weisungen zur Wahrheit in Gedichten. 2 sgr. 6 pf. — *Missionsbüchlein 2 Bde. 3 sgr. 6 pf — Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende. 3 sgr. — *Deutscher Volksspiegel. 2 Bde 10 sgr. — *Der evangel. Glaube, dargestellt u vertheidigt in Briefen 5 sgr. — *Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser. 6 sgr. — *Kamerad Hechel 4 sgr. — *Beata Sturm. 4 sgr. — *Das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi. 6 sgr. — Kleiner Liederschatz 1 sgr. — *Das himmlische Jerusalem. 5 sgr. — *Der Finger Gottes. 4

sgr. — *Die Urgeschichte des Menschengeschlechts. 4 sgr. 6 pf. — *Ein Wildling. 3 sgr. 6 pf. — *Fluch und Segen. 3 sgr. 6 pf. — *Molleri Praxis evangelica. 3 Bde. (Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien). 1 Thlr. — *Molleri Praxis evangelica. 4r Bd. (Predigten über die Evangelien der Aposteltage) 10 sgr. — *Der heilige Advent. 5 sgr. — *Das menschliche Leben 2 Bde. 12 sgr. — *Ehestandsbuch. 7 sgr 6 pf — *Nicolaus Lange und Matthias Babil 4 sgr. — *Das Volk und seine Treiber. 5 sgr. 6 pf. — *Unterricht über die Beichte und das Abendmahl. 4 sgr 6 pf. — *Hirt und Heerde. 6 sgr. — *Blüthen aus dem Garten Gottes. 6 sgr. *Elim. Andachtsbuch für Reisende. 4 sgr — *Tägliches Kniebeugen. 1. u. 2 Heft. — 12 sgr 6 pf. — *Christliche Weinlese (Erzählungen) 5 sgr. 6 pf. — Die Gemeinde ein Senfkorn. (Eine christl. Dorfgeschichte) 5 sgr. 6 pf. — Bibelbetbuch. 2 Bde. 18 sgr. — Der heilige Krieg. 12 sgr. — Christliche Haustafel. 6 pf. — Confirmationsscheine, diverse, 100 Stück 15 sgr.

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind auch in elegantem Einbande zu mäßig erhöhten Preisen in unserer Niederlage zu Eisleben zu haben.

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um $33^1/_3$ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.